

SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

DEZEMBER 2024
NR. 95



Norbert Reichling in der Dauerausstellung, 2023.

© Ruzica Sola Sparkasse Vest Recklinghausen

3

WER WAR ENTSCHÄDIGUNGSWÜRDIG?

6

ALS JUDE IN
DEUTSCHLAND

14

DIE TÄNZERIN VON
AUSCHWITZ

17

TIKTOK ALS
BILDUNGSPLATTFORM

27

GLÜCKELS TAGEBUCH

28

WAS DARF EIN
JÜDISCHES MUSEUM?

UND MEHR...

Zum Tod von Dr. Norbert Reichling (1952–2024)

Am 15. September 2024 starb Dr. Norbert Reichling plötzlich und unerwartet. Seit 1997 Mitglied im Vorstand des Museumsträgervereins, war er während vieler Jahre und bis zum Tod dessen erster Vorsitzender. Von 2006 bis 2020 trug er als ehrenamtlicher Leiter wesentlich zur Entwicklung des Museums bei. Wir trauern um ihn. Seinen Nachruf finden Sie auf Seite 12.

מוזיאון יהודי
וסטפליה

Jüdisches
Museum
Westfalen

Was hätte Norbert Reichling getan?

Der erste Vorsitzende und langjährige ehrenamtliche Leiter des Jüdischen Museums Westfalen, Dr. Norbert Reichling, ist im September plötzlich und unerwartet verstorben. Elisabeth Schulte-Huxel, enge Wegbegleiterin und amtsältestes Vorstandsmitglied, hat einen Nachruf auf ihn geschrieben »Zum Tod von Dr. Norbert Reichling (1952–2024)« auf Seite 12.

Traurig ist dieser Verlust nicht nur für unser Team und den Trägerverein, sondern auch für unser Museum. Selbstverständlich funktioniert das Museum auch so weiter. Es besteht aus einem erfahrenen Team, welches aufgrund von Herrn Reichlings langjährigem Lobbying seit vier Jahren hauptamtlich geleitet wird. Und selbst seine Nachfolge im Vorstand (er hatte vor, 2025 zurückzutreten) hatte er bereits eingefädelt.

Herr Reichling verfügte jedoch über viele Fähigkeiten, die ihn zum idealen kollegialen Berater machten. Denn er war nicht bloß erfahren in der Erwachsenenbildung, ein guter Sozialwissenschaftler und Teamleiter. Es fehlen uns heute seine Besonnenheit, sein moralisch-intellektueller Kompass, sein politisches Feingefühl. Diese sind heute gefragter denn je, denn die Arbeit im Museum allgemein, aber auch gerade in jüdischen Museen in Deutschland wird immer politischer. Angesichts von grassierendem Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und immer

öfter damit einhergehenden dezidiert antidemokratischen Haltungen sind wir aufgefordert, mit unserer Arbeit deutliche Zeichen zu setzen für die Demokratie.

Denken wir an die Deportationspläne rechtsextremer Kreise, die ihnen unliebsame deutsche Bürger*innen in ihre vermeintliche »Heimat« »remigrieren« wollen. Noch im Januar schien das sogar einigen Mitgliedern der AfD etwas zu radikal, und Zehntausende schockierter Bürger*innen gingen dagegen auf die Straße, auch die Mitarbeitenden des Jüdischen Museums Westfalen (siehe das Editorial in der Schalom Nr. 94/April 2024). Kein Jahr später ging die AfD in Brandenburg mit aufblasbaren Flugzeugen und Kinderbüchern mit dem Titel »Remigration« in den Wahlkampf und wurde dafür reich mit Stimmen belohnt. In Thüringen und Sachsen war ihr Zuspruch noch größer gewesen. Und wo sind die Demonstrant*innen heute? Wir scheinen immer noch in Schockstarre zu sein. Denn damit abfinden dürfen wir uns ja wohl nicht.

Es bringt wenig, sich zu überlegen, was Herr Reichling tun würde, aber ich erinnere mich an die Diskussionen, als das Museum sich 2021 ein neues Leitbild gab. Dort steht unter anderem: »[Das Museum] weckt die Neugier und trägt dazu bei, Stereotypen und Vorurteile nachhaltig abzubauen und Antisemitismus sowie andere menschenverachtende Denkweisen zu bekämpfen. Damit

leistet es einen nachhaltigen Beitrag zur Stärkung der individuellen Persönlichkeit und Zivilcourage sowie zur gesellschaftlichen Solidarität und zum Demokratiebewusstsein. ...« Diese Sätze wurden gemeinschaftlich formuliert, aber das nachhaltige Lernziel brachte damals Norbert Reichling in die Diskussion.

Das hat er sicherlich nicht leichten Herzens getan, denn gegenüber überzogenen Erwartungen aus der Politik betonte er stets, wie begrenzt und mittelbar ein einzelner Museumsbesuch ist. Dennoch muss es unser Ziel sein, etwas in unseren Besucher*innen bewegen zu wollen. Ja, der Antisemitismus von links und rechts ist leider nicht verschwunden, er hat in den letzten Jahren sogar angezogen, respektive wird immer schamloser an den Tag gelegt. Das bedeutet nicht, dass politische Bildung ihre Wirkung verfehlt hätte, aber sie funktioniert nur als eine von vielen Maßnahmen, die gesamtgesellschaftlich getragen werden müssen. Und vielleicht müssen wir in Zukunft auch neue Wege beschreiten, um unsere Zielpublika zu erreichen, zum Beispiel mit Bildungsprojekten auf TikTok (s. unser jüngstes Projekt auf Seite 17). Das Jüdische Museum Westfalen erarbeitet momentan seine Strategie 2025–2028. Dann werden diese Diskussionen geführt werden müssen.

Kathrin Pieren

Spendenauf Ruf

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?

Möchten Sie uns helfen, Projekte zur Stärkung des Demokratiebewusstseins bei Kindern zu entwickeln?

Möchten Sie ein vielfältiges Veranstaltungs- und Ausstellungsprogramm zu jüdischer Kultur fördern?

Möchten Sie mit uns einen Ort schaffen, wo aktuelle gesellschaft-

liche Fragen respektvoll diskutiert werden können?

Dann unterstützen Sie bitte das Jüdische Museum Westfalen mit einer Spende. Jeder Betrag ist willkommen.

Falls Sie einer geliebten Person eine einjährige Mitgliedschaft des Museums für 40 € schenken möchten, wenden Sie sich bitte an verwaltung@jmw-dorsten.de

Spendenkonto

IBAN:
DE11 4265 0150 0010 0206 34

BIC:
WELADED1REK
Sparkasse Vest Recklinghausen

Was und wer ist »entschädigungswürdig«?

Marcel Frenkel und der Kalte Krieg

»Wiedergutmachung« und »Entschädigung« für die Nazi-Verbrechen waren und sind ein vertracktes Thema: Was konnte da überhaupt wiedergutmacht oder entschädigt werden, wie können die Schäden gewichtet werden, wer sollte das entscheiden, wieviel kontrollierende Bürokratie war notwendig, wieviel aber auch den Opfern zumutbar?

Kein Wunder, dass unmittelbar nach 1945 diese Fragen mit »spitzen Fingern« angefasst wurden und gern Außenseitern überlassen wurden, in vielen Fällen auch jüdischen Juristen und sogar Kommunisten. »Die Wiedergutmachungsreferenten befinden sich in einem Kreuzfeuer«, bemerkte Hendrik van Dam 1950. Die in dieser Hinsicht prominenteste Person

Philipp Auerbachs ist durch eine vor drei Jahren erschienene solide Biographie von Hans-H. Klare plastisch geworden (vgl. die Rezension in »Schalom« Nr. 91, 2022, erreichbar auch auf unserer Website). Weitere Skandale um vermeintliche Missstände und (ganz zufällig?) jüdische verantwortliche Beamte gab es in den Folgejahren vielerorts – z.B. in Rheinland-Pfalz, Hessen und Hamburg.

Auch das Land Nordrhein-Westfalen kann in dieser Skandal-Chronik mithalten. Marcel Frenkel, Ministerialdirigent und Abteilungsleiter im NRW-Innenministerium von 1946 bis 1950, hatte sich schon zuvor in der Provinzialregierung mit diesem komplizierten Thema befasst (übrigens als Nachfolger des suspendier-

ten Auerbach!) und wurde vom sozialdemokratischen Innenminister Menzel u.a. für die Wiedergutmachung zuständig gemacht, vermutlich in Absprache mit dem Sozialminister Heinz Renner (KPD).

Wer war Marcel Frenkel? Am 24. Mai 1907 in Berlin geboren und in Berlin aufgewachsen, hatte er eine Kaufmannslehre gemacht und dann nach Aufbaukursen in Köln, Bonn und Berlin Jura studiert. 1932 heiratete er seine Freundin Charlotte. Referendariat und Assessorexamen schaffte er so gerade noch, doch 1933 wurde er als Jude sofort entlassen. Seine Mitarbeit in als kommunistisch angesehenen Kanzleien und die Verteidigung von Nazi-Gegnern während der Referendardzeit waren weitere Verfolgungsgründe

In Übereinstimmung mit dem Beschluß der Bundesregierung vom 19. 9. 1950³ beschließt die Landesregierung folgendes:

Beamte und alle übrigen Bediensteten des Landes, der Gemeinden und der Gemeindeverbände verletzen ihre Treuepflicht gegenüber der Bundesrepublik und gegenüber dem Land durch Unterstützung von Organisationen, die die freiheitliche demokratische Grundordnung untergraben. Zu diesen Organisationen gehören insbesondere:

- 1) die Kommunistische Partei Deutschlands mit allen ihren Unterorganisationen,
- 2) die Sozialdemokratische Aktion,
- 3) die Freie Deutsche Jugend (FDJ),
- 4) die Vereinigung der Sowjet-Freunde,
- 5) die Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion,
- 6) der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands,
- 7) der Gesamtdeutsche Arbeitskreis für Land- und Forstwirtschaft,
- 8) das Komitee der Kämpfer für den Frieden,
- 9) das Komitee der jungen Friedenskämpfer,
- 10) die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN),
- 11) die Sozialistische Reichspartei,
- 12) die sogenannte „Schwarze Front“ (Otto-Strasser-Bewegung),
- 13) die „Nationale Front“ (Dachorganisation).

Als Unterstützung derartiger Organisationen gilt auch die Mitgliedschaft in ihnen. Der Innenminister wird beauftragt, in der nächsten Kabinettsitzung einen Erlaßentwurf vorzulegen.



**Dr. Marcel Frenkel. Bild aus
der Aachener Illustrierten
LAV NRW R, NW-Pe Nr. 7251, Band IV**

– er floh noch im Frühjahr 1933 in die Niederlande. Es folgten kaufmännische Tätigkeiten, Eintritt beider Eheleute in den Widerstand gegen die deutsche Besatzung, »Untertauchen« und Aufnahme in die illegale KP 1942 sowie subversive Mitarbeit im »Judenrat« von Amsterdam.

Nach seiner Rückkehr im September 1945 trat er ins Oberpräsidium der Provinz Nordrhein ein. Und mit Frenkels Arbeitsbeginn im Innenministerium ab 1946 nahm NRW zeitweise eine Vorreiterrolle in der Entschädigungsthematik ein, andere Bundesländer orientierten sich an seiner Gesetzgebung, die 1947 und 1949 zu definieren suchte, wofür es Entschädigungen geben sollte: für Haftzeiten, aber auch für das Leben in der Illegalität. Die Person Frenkels genoss in allen Westzonen hohe fachliche Anerkennung; sein mit Kollegen verfasstes kommentierendes Handbuch zum Wiedergutmachungsrecht war weit verbreitet (was ihm gelegentlich als »typisch jüdische Geschäftstüchtigkeit« angekreidet wurde).

Seine Stellung und Arbeit war aber schon länger misstrauisch von der CDU beobachtet worden, und ab 1948 intensivierte sich die Angriffe: Man fürchtete dort, dass die »marxistischen Parteien« (damit waren SPD und KPD gemeint) die Fragen unter sich regeln könnten, es ging ja auch teilweise um erhebliche Vermögenswerte, und das Finanzministerium erhob den Anspruch auf Zuständigkeit: Das Denken des Kalten Kriegs hielt Einzug. Dass Frenkel auch in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) aktiv wurde (und sich in Vorträgen nicht scheute, die Rechtsprechung gegenüber den NS-Opfern zu kritisieren und auf die NS-Kontinuitäten in der Justiz hinzuweisen), verschärfte diese Probleme, denn dieser Verband,

als überparteilich gegründet, geriet zunehmend unter KPD-Einfluss und erntete entsprechendes Misstrauen.

Bald machten Gerüchte über Unregelmäßigkeiten bei den staatlichen Entschädigungszahlungen die Runde, auch die britische Militärregierung, der Landesrechnungshof und ein Untersuchungsausschuss untersuchten Frenkels Arbeitsbereich. Der Vorwurf lautete im Klartext, dass Kommunisten bevorzugt behandelt worden seien; Frenkels Kritiker forderten die erneute Überprüfung von 5.000 Fällen kommunistischer NS-Opfer. Dieser Konflikt geriet nun in den ersten Bundestagswahlkampf 1949. Der CDU-Fraktions-Vize von NRW verstieg sich zu der These, Frenkel plane, das gesamte erbenlose jüdische Vermögen nach Israel zu bringen und damit Israel zur »fünften Besatzungsmacht« in Deutschland zu machen; nur halbherzig distanzierte sich Ministerpräsident Arnold von diesem antisemitischen Furor. Diese Auseinandersetzung mischte sich nun auch mit Angriffen gegen die VVN, die bereits seit 1948 der Spaltung entgegenging. Die Bundesregierung scheute sich auch nicht, den Aufbau einer etwas dubiosen Konkurrenzvereinigung mit erheblichen Geldmitteln zu fördern.

Auch die Rechnungshof-Prüfungen deuteten auf eine großzügige Behandlung kommunistischer Nazi-Verfolgter hin, erklärten aber die konkreten Vorwürfe für »ausgeräumt«; der Untersuchungsausschuss kam zu keinem klaren Ergeb-

30 000 DM für Dortmunder KP

Von unserem Düsseldorfer Büro

Düsseldorf, 3. Okt. Die Liste der sogenannten Rückversicherer, die bei den polizeilichen Maßnahmen gegen die FDJ in Dortmund gefunden wurde, wird von der Polizei als sehr umfangreich bezeichnet. Die darin verzeichneten „Rückversicherungsbeträge“ belaufen sich allein in Dortmund auf insgesamt 30 000 DM.

Ministerialdirigent Dr. Frenkel (Kommunist) im Innenministerium Nordrhein-Westfalen ist der erste Landesbeamte, der im Zuge der KP-Ausschaltung entlassen wurde.

Ahauser Zeitung, 4.10.1950

nis. Doch die öffentliche Presse-Kritik operierte immer wieder mit unhaltbaren, revisionistischen und nahezu nazistischen Argumenten: Die meisten Juden seien doch ohnehin Kommunisten, die NS-Verfolgten bekämen zu viel Geld im Vergleich zu den Vertriebenen, Entschädigungen für die »Todfeinde der Demokratie« würden in Millionen-Höhe an die Partei für deren staatsfeindliche Arbeit weitergereicht. (Hier deutete sich der ab 1950 in Landesgesetzen formulierte und 1953 im »Bundesergänzungsgesetz« ausgesprochene weitgehende Ausschluss von Kommunisten aus den Entschädigungen bereits an.) Der pikante Vorwurf, die Fürsorge für »asoziale Elemente« (gemeint waren Sinti und Roma) werde übertrieben, richtete sich gegen die nordrhein-westfälische Linie, auf den andernorts von den Betroffenen verlangten Beweis zu verzichten, dass sie nicht aus »kriminalpräventiven« Gründen verfolgt wurden.

Nur die jüdische Presse nahm für den Angegriffenen Partei, die »Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland« sprach in einem Leitartikel 1950 gar von »einem kalten administrativen Pogrom«! Übrigens hatten KPD und SED durchaus ein Problem mit den Entschädigungszahlungen: Sie befürchteten, dass die Kommunisten dadurch Geschäfte und Häuschen erwerben und somit zu Kleinbürgern mutieren könnten!

Im September 1949 wurde Frenkel »beurlaubt«. Verletzungen seiner Dienstpflichten wurden ihm jedoch nie nachgewiesen. Seine Kaltstellung markiert den Umbruch von einer improvisierten Phase der Entschädigung, in der auch lokale Ausschüsse und die Solidarität aller Verfolgtengruppen noch starken Einfluss hatten, hin zur Unterordnung des Themas »Entschädigungsrecht« unter die »Wehrhaftigkeit« der neuen Demokratie. Marcel Frenkel arbeitete als Rechtsanwalt und engagierte sich noch in diversen Verbänden und Kampagnen, die im Gefolge des KPD-Verbots 1956

aufgelöst wurden, und wurde VVN-Bundvorsitzender. »Erkenntnisse« des Verfassungsschutzes u.a. über Frenkels Arbeit gegen die Remilitarisierung führten ab 1957 zu Versuchen, ihm bereits bewilligte Leistungen wieder abzuerkennen, doch rechtsstaatliche Bedenken der Verwaltung verhinderten dies. Im August 1957 erhob der Generalbundesanwalt Anklage wegen seiner Arbeit in der Deutsch-Sowjetischen Freundschaftsgesellschaft und der Arbeitsgemeinschaft demokratischer Juristen, zeitweise kam er auch in Haft. Denn bevor das Bundesverfassungsgericht 1961 korrigierend eingriff, wurden auch KPD- und KPD-nahe Betätigung vor dem Parteiverbot strafrechtlich verfolgt. Der Prozess gegen den weiterhin zwangsbeurlaubten und inzwischen schwerkranken Frenkel wurde aus medizinischen Gründen vertagt und bis zu seinem frühen Tod am 18. November 1960 nicht fortgesetzt. Zum Jahreswechsel 1959/60 war er in den Ruhestand versetzt worden. Seiner Witwe Charlotte wurden danach Entschädigungen für »Schäden im beruflichen Fortkommen« zugesprochen.

»Kommunistenklauseln« (also Ausschlussklauseln für »Gegner der freiheitlichen demokratischen Grundordnung«) wurden in der folgenden Gesetzgebung von Bund und Ländern in Sachen Entschädigung und Wiedergutmachung zu einer Selbstverständlichkeit. Sie trafen später ebenfalls die (z.B. anlässlich der partiell antisemitisch gefärbten »Parteisäuberungen« der 1950er-Jahre) aus der DDR geflüchteten ehemaligen SED-Mitglieder; auch existenzgefährdende Forderungen nach Rentenzahlung waren keine Seltenheit.

Wenngleich die antidemokratischen Tendenzen der KPD um 1950 nicht zu leugnen sind: Sozialneid, »Opferkonkurrenz« und antibolschewistische Panik waren in diesem hier nur angedeuteten Klima also stark genug gewesen, um die Rechtsgleichheit aller NS-Opfer wegzuwischen. Damit ging auch die lange, bis



in die 1980er-Jahre wirksame Tendenz einher, den antinazistischen Widerstand der Kommunisten überhaupt nicht zu würdigen. Schon die soziale Interaktion mit den hier Ausgegrenzten konnte dann zu einer Art »Kontaktschuld« führen, was u.a. dazu führte, dass nur wenige aufrechte Anwälte wie Diether Posser oder Heinrich Hannover es wagten, ihre Vertretung zu übernehmen.

Die KP-dominierte VVN blieb noch lange Teil einer »Angstkulisse des Kalten Krieges« (Boris Spernol); doch die Versuche, sie zu verbieten, scheiterten 1962 an der Enthüllung, dass prozessbeteiligte Richter und Regierungsvertreter eine allzu eindeutige NS-Vergangenheit aufwiesen.

Norbert Reichling

Diese Skizze basiert auf verschiedenen Arbeiten des Historikers und Journalisten Boris Spernol, in erster Linie: Im Kreuzfeuer des kalten Krieges. Der Fall Marcel Frenkel und die Verdrängung der Kommunisten, in: Norbert Frei/ José Brunner/ Constantin Goschler (Hrsg.): Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel, Göttingen 2009, S. 203–236

Als Jude in Deutschland

Jüdisches Leben seit dem 7. Oktober 2023

*Alexander Sperling, Geschäftsführer des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinde zu Westfalen-Lippe, hat anlässlich des 70-jährigen Bestehens der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Dortmund im Juni 2024 eine bewegende Rede gehalten. Darin brachte er zum Ausdruck, wie sich viele Juden*Jüdinnen heute, und insbesondere nach dem 7. Oktober 2023, in Deutschland fühlen. Mit seinem Einverständnis geben wir hier eine leicht gekürzte Fassung wieder.*

[...] Für uns ist es heute schwer vorstellbar, wie [1954] hier in Deutschland – nur neun Jahre nach den grauenvollen Verbrechen der Schoah – die vertrauensvolle Zusammenarbeit, die für die Gründung unserer Gesellschaft notwendig gewesen sein muss, überhaupt möglich war. Das Vertrauen hat inzwischen über 70 Jahre gehalten und zwischendurch auch die ein oder andere Prüfung überstanden.

Ein Baustein hierfür war sicherlich die respektvolle Begegnung unserer Religionsgemeinschaften auf Augenhöhe, die sich auch in unserer Dreiteilung des Vorsitzes, wie bei allen Christlich-Jüdischen Gesellschaften in Deutschland, widerspiegelt.

Ich begrüße Sie dementsprechend heute als jüdischer Vorsitzender, aber ich spreche hier auch und vor allem als Jude in Deutschland:

Als ein Vorsitzender unserer Gesellschaft würde ich in meiner Begrüßung eigentlich gerne die Feierlichkeit unseres 70. Geburtstages in den Vordergrund stellen.

Ich würde Ihnen gerne nur vom erfolgreichen christlich-jüdischen Versöhnungsprojekt in deutschlandweiten über 80 ähnlichen Gesellschaften unter dem Dach des Koordinierungsrates erzählen und über die jahrzehntelange Tätigkeit und die Errungenschaften unserer Gesellschaft hier in Dortmund berichten:



Ich würde mich zur Feier des Tages und zur Feier der vergangenen 70 Jahre am liebsten einfach nur bei all denjenigen bedanken, die sich in dieser langen Zeit so intensiv engagiert haben, um dann mit Ihnen, liebe Anwesende, zum festlichen Teil des Nachmittages überzugehen.

Dabei kann ich es allerdings nicht bewenden lassen.

Als Jude ist mir nämlich momentan nicht ganz so nach Feiern zumute.

Ich muss in meinem heutigen Grußwort auch darüber sprechen, wie es um das Judentum hier in Deutschland momentan steht.

[...] Einen besonders belastenden Aspekt der aktuellen Situation für uns Juden kann ich aber auch in meiner feierlichen Begrüßung nicht einfach ignorieren:

Die aktuelle dramatische Bedrohungslage für jüdisches Leben.

Trotz der jahrzehntelangen Bemühungen und trotz vieler Erfolge waren der Hass und die Vorurteile gegen Juden nie wirklich weg. Selbst die anti-jüdischen Denktraditionen der christlichen

Kirchen – eigentlich längst überwunden geglaubt – kommen inzwischen wieder vermehrt zum Vorschein.

Aus allen möglichen Richtungen – ob von links, rechts oder der Mitte der Gesellschaft:

Was wir heute wieder an Antisemitismus in Deutschland erleben, hätten wir uns hier lange so nicht mehr vorstellen können.

Die Gefahr für uns Juden hier in Dortmund schien dabei noch vor wenigen Jahren irgendwie relativ weit entfernt, trotz des Anschlages auf die Synagoge in Halle oder gewalttätiger Angriffe gegen Juden auf offener Straße in Berlin oder Hamburg. Doch mit zunehmenden Anfeindungen, den Übergriffen und den vereitelten Anschlägen seit 2021 allein auf die jüdischen Zentren in Hagen, Gelsenkirchen, Essen, Bochum und – verbunden damit – auch hier in Dortmund machte sich bei uns schon seitdem wieder das mulmige Gefühl breit:

Die Einschläge rücken näher!

Dennoch versuchte unsere jüdische Gemeinschaft lange sich nicht ein-

schüchtern zu lassen. Möglich wurde dies auch durch die Gewährleistung der Sicherheit und des Schutzes für jüdische Einrichtungen. Es ist den Sicherheitsbehörden zu verdanken, dass hier in der näheren Umgebung bisher kaum materieller und vor allem kein Schaden an Leib und Leben entstanden ist.

Und es überwog eigentlich auch immer noch die Gewissheit, dass die große Mehrheit in Deutschland diesen offenen und insbesondere diesen gewalttätigen Antisemitismus verurteilt.

Nach heftigen antisemitischen Vorfällen war der merkliche Aufschrei in ganz Deutschland, in der Politik, in den Medien jedes Mal groß und deutlich.

Diese fortwährende Solidarität war und ist wichtig.

Denn auch dadurch fühlten sich die meisten Juden in Deutschland wieder zuhause, sicher und gut aufgehoben.

Doch Sie merken, ich spreche teilweise in der Vergangenheit..., denn dann kam der 7. Oktober 2023. Der 7. Oktober war eine Zäsur nicht nur für Israel, sondern für Juden auf der ganzen Welt.

Der terroristische Angriff auf Israel samt den schockierenden Bildern demütigender Gewalt und Grausamkeiten hat weltweit Entsetzen ausgelöst. Israelische Geiseln, darunter sogar immer noch Kinder, sind weiterhin in der Gewalt der Täter. Jeder mitfühlende Mensch, der von den schrecklichen Ereignissen erfahren hat, konnte eigentlich nur absolut entsetzt sein. Begriffe wie Pogrom oder Massaker können kaum erfassen, was dort wirklich geschehen ist.

Der Terror wurde von denjenigen, die diese brutalen und bestialischen Taten verübt haben, noch verstärkt durch den Einsatz von Bodycams, Livestreams

und einer wahren Flut von erniedrigenden Selfies und Videos. Dadurch wird von den Terroristen bewusst folgende genozidale Botschaft vermittelt:

Sie werden nicht innehalten, bis alle Juden ermordet sind.

Der 7. Oktober würde sich, wenn Israel es nicht verhindern könnte, endlos wiederholen.

Wer dieses menschenverachtende Massaker feiert, dürfte auch bereit sein, solche Taten andernorts – auch hier – zu wiederholen. Jeder, der den 7. Oktober auch nur verharmlost oder relativiert, würde sich dann mitschuldig machen.

Seit dem 7. Oktober ist das beschriebene Gefühl der relativen Sicherheit für Juden, hier in Deutschland, dahin. Seitdem ist die ohnehin schon hohe Zahl der judenfeindlichen Straftaten und Übergriffe nochmal fast explosionsartig gestiegen.

Dabei hatten alleine schon die Bilder dieses Tages eine Retraumatisierung bei Juden weltweit ausgelöst, denn unser intergenerationales Gedächtnis erinnerte sich an Jahrhunderte von Verfolgung und grausamem Judenhass, von Mittelalter, Pestpogromen, Kreuzzügen, Inquisition, brennenden Shtetln, bis hin zur Shoah.

Zum Staat Israel werden wir Juden auch wegen unserer Verfolgungsgeschichte immer ein besonderes Verhältnis haben – neben dem jüdischen Glauben, durch den wir schon immer mit dem Land Israel verbunden waren. Für viele unserer Großeltern wäre das englische Mandatsgebiet Palästina damals der einzige Zufluchtsort vor den Gaskammern gewesen.

Die Existenz Israels war für uns seitdem eine Art Rückversicherung, jederzeit dorthin gehen zu können, falls sich die Verhältnisse doch wieder zum Schlechten verändern sollten, etwa

wenn die AfD hier an die Macht käme.

Wir sind Deutsche, wir haben uns entschieden als Deutsche dauerhaft in Deutschland zu leben und wollen sicher nicht die Botschafter Israels oder seiner Regierung sein. Aber auch ohne jemals konkret ans Auswandern zu denken, gab die Rückversicherung eines starken und sicheren Israels vielen Juden lange die Kraft und das Selbstbewusstsein, irgendwie mit dem schlimmer werdenden alltäglichen Antisemitismus hier umgehen zu können. Auch diese Sicherheit ist erschüttert durch die kurzzeitige Wehrlosigkeit Israels, die den 7. Oktober ermöglicht hat.

Und verstehen Sie mich nicht falsch, auch wir teilen die herzergreifende Trauer über die abertausend zivilen Opfer in Gaza, denn auch das kann keinen mitfühlenden Menschen kalt lassen. Dieses Leiden und das Sterben der Zivilisten ist absolut beklagenswert.

Nur die Empörung darüber müsste sich doch vor allem gegen den eigentlichen Verursacher des 7. Oktobers richten.



Von Anfang an wollte die Hamas den Krieg, der mit dem barbarischen Angriff ausgelöst wurde, wobei die einfachen Bewohner Gazas nicht nur als Schutzschild, sondern das palästinensische Leiden und Sterben auch für einen weltweiten medialen Propagandakrieg genutzt werden.

Wenn die Hamas die Waffen niederlegte und die Geiseln freiläße, wäre die palästinensische Bevölkerung zumindest endlich effektiv geschützt, was Israel in diesem Krieg bisher leider Gottes nicht geschafft hat, aber zumindest irgendwie versucht. Was hingegen passieren würde, wenn Israel die Waffen ganz niederlegen würde, ist spätestens nach dem 7. Oktober offensichtlich geworden.

Bei angeblich pro-palästinensischen Demonstrationen, Protesten und auch nur Meinungsäußerungen wird aber meist ausschließlich Israel für diese Lage verantwortlich gemacht. Aber wenn es wirklich um das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung ginge, es nur darum ginge palästinensische Leben zu retten und das Sterben zu beenden, müsste doch logischerweise auch die Freilassung der israelischen Geiseln und vor allem die Kapitulation der Hamas gefordert werden.

Bei allem Verständnis bleibt die Frage warum letztendlich fast nur anti-israelische Positionen vertreten werden, die auch noch häufig vor antisemitischen Klischees nur so strotzen. Dieser Antisemitismus, der sich gegen Israel als jüdische Nation richtet, trifft aber vor allem wieder uns Juden hier vor Ort.

Unabhängig von der jeweiligen Einschätzung der Lage in Nahost und jeder durchaus berechtigten Kritik am Handeln der israelischen Regierung ist der Umgang damit hier in Deutschland für uns Juden mehr als nur belastend.

Letztendlich wird doch auch keine

Meinung und keine Demonstration in Deutschland den Nahostkonflikt lösen. Vielmehr geht es doch auch um unser Zusammenleben hier vor Ort, das nur mit gegenseitiger Empathie möglich ist.

Fast ein Jahr nach dem 7. Oktober vermissen wir Juden aber inzwischen häufig das Verständnis für unsere immer noch bedrückende Situation.

Direkt nach den schockierenden Ereignissen gab es erstmal viel ermutigende Solidarität aus der Politik und den Medien, aber gleichzeitig in der breiten Masse der Bevölkerung von Anfang an eine erstaunliche Gleichgültigkeit und bei manchen auch eine analytische Kälteherzigkeit. Insbesondere kritische Intellektuelle, Künstler und Akademiker schienen von Anfang an die Tragweite und die Nachwirkungen des 7. Oktober für Juden hier und auf der ganzen Welt nicht erkennen zu können. Oder wollten sie es nicht erkennen?

Inzwischen kommt es aber überall vermehrt zu einer Entsolidarisierung, angetrieben durch die propagandistische Dauerschleife aus Gaza in den sozialen Medien. Insbesondere bei der ganzen Generation, die ihre Informationen vorwiegend über TikTok und Instagram erhält, hat sich inzwischen ein komplett anti-israelisches Weltbild etabliert, das längst auch in grundsätzlichen Antisemitismus umgeschlagen ist. Jüdische Studierende werden an Universitäten drangsaliert und müssen sich rechtfertigen, jüdische Schüler trauen sich teilweise nicht zur Schule, weil dort ein aggressiv israelfeindliches Klima herrscht.

Unbeschwertes jüdisches Leben ist momentan fast nur noch in geschützten Räumen wie der Gemeinde möglich, denn selbst öffentliche Kooperationsveranstaltungen unserer Christlich-Jüdischen Gesellschaft wurden in jüngster Vergangenheit das Ziel von

aggressiver anti-israelischer Agitation.

[...]

Auch wenn die Situation für uns Juden momentan bedrohlich ist [...], versuchen wir doch, nicht mutlos zu bleiben. Etwas Mut macht uns schon allein, [dass wir weiterhin gehört werden]. Noch ermutigender wäre es, wenn Sie, [liebe Leser], all das, was Sie hier gelesen haben, nicht einfach nur zur Kenntnis nähmen, sondern als Anlass sähen auch zu handeln.

[...]

Was bleibt mir zum Abschluss dieses Grußwortes zur Feier des 70-jährigen Bestehens unserer Christlich-Jüdischen Gesellschaft noch zu sagen, denn es gibt ja doch auch etwas zu feiern.

Einen Ausblick auf die kommenden 70 Jahre traue ich mir nicht zu, denn das liegt noch viel zu weit in der Zukunft. Für einen positiven Ausblick auf unser nächstes rundes Jubiläum in nur zehn Jahren bin ich momentan noch zu pessimistisch, denn ich glaube, dass es auch mit großen Anstrengungen länger dauern wird, die beschriebenen Probleme in den Griff zu bekommen. Aber ich halte es doch irgendwann für möglich.

Durch unsere Tätigkeit als Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit können wir nur einen klitzekleinen Teil dazu beitragen jüdisches Leben in Deutschland in Zukunft zu normalisieren, doch wir werden weiterhin unser Möglichstes dafür tun, wie bisher.

Mit Ihrer Unterstützung und hoffentlich ausreichend Resonanz in der Mehrheitsgesellschaft können wir dann vielleicht in 30 Jahren endlich ganz unbeschwert unseren 100. Geburtstag feiern.

Alexander Sperling

Interview mit der früheren Antisemitismusbeauftragten des Landes NRW

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger



Antisemitismusbeauftragte

©Mark Hermenau

Schalom-Redaktion: Können Sie ein knappes Zwischenresümee Ihrer Tätigkeit als Antisemitismus-Beauftragte des Landes NRW formulieren: Hat sich die Einrichtung dieser Institution bewährt?

Zu Beginn meiner Tätigkeit habe ich gesagt, dass es mein Wunsch wäre, dieses Amt überflüssig zu machen. Die Ereignisse der letzten Jahre und die Zahlen der antisemitischen Straftaten und Vorfälle zeigen jedoch leider, dass die Etablierung der Antisemitismusbeauftragten des Landes Nordrhein-Westfalen auch weiterhin notwendig ist. Damit wurde eine wichtige neue Struktur geschaffen. Durch das Amt haben die Aufmerksamkeit für das Thema und die Bedeutung von Präventionsmaßnahmen noch einmal zugenommen.

Die Ansiedlung in der Staatskanzlei zeigt, welche Bedeutung die Landesregierung dem Thema beimisst. Ich verstehe das Amt als Impulsgeber für neue Maßnahmen in den öffentlichen Strukturen und als Brückenbauer zwischen Politik und Zivilgesellschaft. Dabei habe ich seit Beginn der Tätigkeit

immer eine große Unterstützung aus allen Ressorts der Landesregierung und auch des Landtags erfahren.

Neben Nordrhein-Westfalen haben sowohl der Bund wie auch die anderen Bundesländer Antisemitismusbeauftragte berufen. Der Austausch untereinander ist besonders wichtig, da Antisemitismus nicht an Landesgrenzen Halt macht und wir so eine gemeinsame starke Stimme als Impulsgeber auch für bundesweite Maßnahmen haben.

Schalom: Ist es möglich, einen herausragenden Erfolg Ihrer Arbeit herauszustellen?

In meiner Funktion als Antisemitismusbeauftragte war es mir immer ein Anliegen strukturelle Verbesserungen zu erreichen. Es müssen Strukturen aufgebaut werden, die langfristig tragen und somit der Kampf gegen Antisemitismus nicht nur von dem Engagement Einzelner abhängig ist. Eine wichtige Verbesserung war die Etablierung einer Meldestelle für antisemitische Vorfälle – die Recherche und Informationsstelle RIAS NRW. Dazu

habe ich 2020 eine »Problembeschreibung Antisemitismus in Nordrhein-Westfalen« in Auftrag gegeben, die zum ersten Mal durch Befragung von Jüdinnen und Juden zu antisemitischen Vorfällen die Betroffenenperspektive deutlich gemacht hat. Mit den Erkenntnissen hat sich die Notwendigkeit der Errichtung einer niedrighwelligen Meldestelle gezeigt, die auch für antisemitische Vorfälle unterhalb der Strafbarkeitsgrenze zuständig ist. Auch wenn nicht jede Äußerung strafbar ist, verletzt sie doch immer die Betroffenen. Für sie ist wichtig, eine Stelle zu haben, an die sie sich wenden können, die ihnen weiterhilft und die Vorfälle dokumentiert. Durch die Dokumentation ergibt sich auch ein besseres Bild, wo Vorfälle besonders häufig und in welcher Form stattfinden. Dadurch kann man auch gezielter reagieren und mit Maßnahmen gegensteuern.

Eine weitere wichtige Verbesserung haben wir in dem Bereich der Justiz bewirkt – mit der Einsetzung von 22 Antisemitismusbeauftragten bei den Generalstaatsanwaltschaften und Staatsanwaltschaften. Die Antisemitismusbeauftragten sollen in zwei Richtungen helfen: Einerseits sollen sie den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern als Ansprechpersonen für Fragen im Zusammenhang mit der strafrechtlichen Verfolgung von Antisemitismus zur Verfügung stehen. Einstellungen von Verfahren sind für Betroffene oft schwer nachzuvollziehen und bedürfen einer Erklärung. Andererseits sollen sie in die Behörden hineinwirken und die gesamte Bandbreite möglicher Erscheinungsformen von Antisemitismus zu überblicken helfen. Staatsanwaltschaftliche Entscheidungen sind gerade in dem rechtlich komplexen Bereich antisemitisch motivierter Straftaten nicht ohne weiteres für juristische Laien nachvollziehbar und stellen auch strafrechtliche Expertinnen und Experten vor besondere Herausforderungen. Es macht einen Unterschied, ob Steine auf eine Synago-

ge geworfen werden oder auf ein Auto am Fußballplatz. Es macht einen Unterschied, ob vor jüdischen Kindergärten und Schulen oder ob in einer Fachdiskussion die Politik Israels kritisiert wird.

Schalom: Gibt es auch ein Vorhaben oder ein Ziel, mit dem Sie (vorläufig?) gescheitert sind?

Wir sind ständig gefordert, uns in allen Bereichen der Antisemitismusprävention weiterzuentwickeln, zu hinterfragen und uns aktuellen Begebenheiten anzupassen. Dies unterstreicht auch, wie wichtig es ist, sich kontinuierlich mit der Thematik zu befassen.

Oftmals sind es gerade bei strukturellen Änderungen dicke Bretter, die es zu bohren gilt. Beispielsweise ist eine meiner zentralen Forderungen die verpflichtende Etablierung des Themas Antisemitismus in der Lehramtsausbildung. Mit den zuständigen Ministerinnen stehe ich dazu in engem Austausch und auch sie sehen die Notwendigkeit, stoßen im Verwaltungshandeln aber auch an ihre Grenzen. Mit Beschluss vom 7. Oktober 2022 hat bspw. die Kultusministerkonferenz (KMK) die für die Ausbildung von Lehrkräften aller Fächer geltenden »Standards für die Lehrerbildung: Bildungswissenschaften« für die »Kompetenz 5« ausdrücklich das Themenfeld Antisemitismus ergänzt. Es soll somit künftig verpflichtender Bestandteil der Ausbildung von Lehrkräften sein. Nach dem Beschluss ist es nun nicht mehr eine Frage des »ob«, sondern nur noch »wie« die Befassung mit dem Thema Antisemitismus in der Lehrkräfteausbildung etabliert wird. Die konkrete inhaltliche Ausgestaltung der Lehramtsstudiengänge obliegt in Nordrhein-Westfalen den einzelnen Universitäten im Rahmen der Fachstandards der KMK. Die Universitäten in Nordrhein-Westfalen haben somit die Aufgabe, dies schnellstmöglich im Rahmen der Hochschulfreiheit umzusetzen. An einigen Universitäten gibt es schon gute Seminare und Ausbildungen zu der Thematik, aber noch nicht flächendeckend.

Auch in der zweiten Phase der Lehramtsausbildung, dem Referendariat,

muss das Thema weiterhin verstärkt und verpflichtend Einzug in den Ausbildungsplan erhalten. Hier stehen die Zentren für schulpraktische Lehrerausbildung (ZfSL) in der Pflicht. Auch in der Bund-Länder-Kommission der Antisemitismusbeauftragten setzen wir uns für die einheitliche Umsetzung ein.

Sie sehen, es sind oftmals viele Gremien befasst, deren jeweils eigenen Kompetenzen selbstverständlich berücksichtigt werden müssen.

Schalom: Antisemitismus ist nicht ein Problem der Jüdinnen und Juden, sondern eines der Mehrheitsgesellschaft. Wie verläuft die dennoch wichtige Zusammenarbeit mit jüdischen Gruppen und Institutionen in Ihrer Arbeit?

Mit den jüdischen Gemeinden und Gruppen stehe ich in einem engen, offenen und konstruktiven Austausch. Gerade nach dem Terroranschlag der Hamas auf Israel am 7.10.2023 habe ich viele Gemeinden vor Ort besucht. Ich bin dankbar, dass die Gemeinden ihre Sorgen, ihre persönlichen Empfindungen, ihre Unsicherheiten und ihr Unverständnis mit manchen politischen Reaktionen offen mit mir geteilt haben und ich so einen unmittelbaren Eindruck ihres seit dem 7. Oktober noch stärker bedrohten täglichen Lebens gewinnen konnte. Es ist für Nichtjüdinnen und Nichtjuden nicht vorstellbar, dass Kinder mit Polizeischutz im Kindergarten und in der Synagoge sind, dass Jüdinnen und Juden mit verbalen und körperlichen Angriffen in öffentlichen Verkehrsmitteln und öffentlichen Räumen rechnen müssen und dass der Judenhass ihnen unverblümt gezeigt wird. Es ist daher wichtig, auch immer die Betroffenenperspektive mit einzubeziehen.

Schalom: Welche besonderen Anstrengungen sind bei Ihnen seit dem 7.10.2023 notwendig?

Seit dem 7.10.2023 hat sich die Lebensrealität von Jüdinnen und Juden in Nordrhein-Westfalen, aber auch weltweit verändert. Auch wenn es in der

Dimension nicht vergleichbar ist, haben wir auch in den letzten Jahren immer wieder erleben müssen, wie Jüdinnen und Juden in Deutschland für Eskalationen im Nahostkonflikt verantwortlich gemacht wurden. Im vergangenen Jahr wurde mit 547 antisemitischen Straftaten ein Höchststand erfasst, wobei die Straftaten ab Oktober sprunghaft zugenommen haben. Ein gleiches Bild zeigt sich für die Straftaten im ersten Halbjahr 2024, in dem schon 245 dokumentiert wurden. Auch für Vorfälle unterhalb der Strafbarkeitsgrenze haben wir diesen negativen Trend stark bemerkt.

Ich denke, dass leider teilweise auf Seiten der jüdischen sowie auch der muslimischen Verbände ein gegenseitiges Misstrauen entstanden ist und die Fronten teilweise verhärtet sind. Das Vertrauen wieder aufzubauen, wird eine schwierige Aufgabe, auch in den weiteren Monaten. Begegnungsprojekte sind ein wichtiges Element der Präventionsarbeit. Wir brauchen dafür auch sichere Austauschräume – für beide Seiten, sofern sie an einem respektvollen Miteinander interessiert sind.

Es hat sich auch nach dem 7.10. gezeigt, wie gering das Wissen über Israel und den Nahen Osten generell ist. Dadurch können Falschinformationen und auch Verschwörungen einfacher verfangen. Gerade bei jungen Menschen haben wir eine große Zustimmung zu israelbezogenem Antisemitismus. Dies ist vermutlich auch durch eine Flut von Falschinformationen in den sozialen Medien verursacht. Das Thema Israel und Nahost muss daher, ebenso wie Medienkompetenz, noch viel stärker in der Bildungsarbeit berücksichtigt werden.

Schalom: Wie stellt sich für Sie als gestandene Liberale das Dilemma dar, für eine strikte Verfolgung antisemitischer Handlungen und Äußerungen einzutreten, aber auch Meinungsfreiheit, Wissenschafts- und kulturelle Freiheit aufrecht zu erhalten?

Meinungsfreiheit, ebenso wie die Wissenschafts- und kulturelle Freiheit

sind hohe Güter unserer Demokratie und als Grundrechte in unserer Verfassung geschützt. Doch auch sie gelten nicht grenzenlos – nämlich da, wo das Strafrecht anfängt. Ich sehe da überhaupt keinen Widerspruch. Natürlich darf ich beispielsweise für besseren humanitären Schutz im Gazastreifen demonstrieren. Wenn ich aber gleichzeitig für eine Vernichtung des Staates Israels und der Jüdinnen und Juden bin, hat die Freiheit ihre Grenzen.

Die Diskussionsbreite, welche durch die Freiheiten garantiert wird, wird in den letzten Monaten immer weiter verengt, weil statt Argumenten immer stärker populistische Radikalisierung erfolgt. Dies sieht man auch im wissenschaftlichen Diskurs, an den Universitäten, wo die Auseinandersetzung mit Sachargumenten nach meiner Empfindung deutlich weniger stattfindet. Gerade dieser Austausch ist aber so wichtig.

Schalom: Die Beauftragten gegen Antisemitismus haben nicht nur einen abwehrenden Auftrag, sondern sollen auch Schutz und Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland unterstützen. Was geschieht z.B. in diesem Bereich?

Nordrhein-Westfalen hat die Sicherheitsvorkehrungen für jüdische Einrichtungen nach dem 7. Oktober noch einmal verstärkt. Dass vor den Synagogen Polizeibeamte stehen müssen, ist bedrückend, aber leider notwendig. Die Gemeinden arbeiten vertrauensvoll mit den jeweils zuständigen Polizeibehörden zusammen. Darüber hinaus hat das Land Nordrhein-Westfalen mit den Jüdischen Landesverbänden einen Staatsvertrag geschlossen, der die enge Zusammenarbeit unterstreicht. Das Land fördert neben den notwendigen Sicherheitsmaßnahmen auch das Gemeindeleben, damit jüdisches Leben auch weiterhin lebendig, vielfältig und in der Mitte unserer Gesellschaft stattfindet. Bei allen erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen müssen wir aber auch aufpassen, dass jüdisches Leben sich nicht nur hinter hohen Mauern vollzieht.

Beim Festjahr 1700 Jahre jüdisches Leben haben zu Sukkot beispielsweise Laubhütten auf den Marktplätzen in den Städten gestanden und man hat gemeinsam gefeiert. Solche Veranstaltungen brauchen wir viel mehr, da diese auch das Wissen über das Judentum steigern und man ins Gespräch kommt.

Schalom: Welche Wünsche haben Sie für die Weiterentwicklung Ihres Amtes und der präventiven Arbeit?

Es gibt viele und immer wieder neue Bereiche, die wir in den Blick nehmen müssen.

Ein ganz aktuelles Thema sind die sozialen Medien und hier besonders TikTok. Die Bildungsstätte Anne Frank beispielsweise hat in ihrer Studie »TikTok Intifada« festgestellt, dass seit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 soziale Netzwerke eine bedeutende und vielfach unterschätzte Rolle bei der Verbreitung von Terrorpropaganda, Falschinformationen, Israelhass, Antisemitismus und Verschwörungsnarrativen spielen. Für Kinder und Jugendliche sind die sozialen Medien weit mehr geworden als pure Unterhaltung – sie fungieren immer mehr als erste und einzige Informations- und Nachrichtenquelle. Auch viele Falschinformationen werden unkommentiert, unkritisch und unhinterfragt verbreitet und konsumiert. Die Medienkompetenz bei Kindern und Jugendlichen zu stärken, um Falschinformationen zu erkennen, wird immer wichtiger und gleichzeitig eine größere Herausforderung. Das Wissen um die Wirkungsmacht der sozialen Medien muss gestärkt werden – sowohl bei Kindern, aber auch bei Erwachsenen. Hier brauchen wir neue Programme und bestehende müssen gestärkt werden. Auch in den Schulen und in Jugendorganisationen muss das Thema Medienkompetenz einen wichtigeren Stellenwert erlangen. Um Falschinformationen zu begegnen, müssen auch verstärkt Träger der politischen Bildung und antisemitismuskritischer Bildungsarbeit auf sozialen Medien präsent sein. Auch müssen wir Influencer – die modernen Meinungsmacher – erreichen und versuchen zu schulen.

Ein weiterer Punkt, der mich beschäftigt, ist die polarisierende Auswirkung durch die angespannte Situation in Nahost in unserer Gesellschaft hier in Nordrhein-Westfalen. Es kommen seit Jahren Menschen zu uns, die ein teils gefestigtes antiisraelisches und jüdenfeindliches Weltbild haben. Dieses müssen wir stärker versuchen aufzubrechen, zur kritischen Reflexion anregen und dürfen an unserer Haltung gegen Antisemitismus, zur Unterstützung Israels und für die Perspektive einer Zweistaatenlösung keine Zweifel lassen. Hier haben auch die Integrationskurse eine besondere Verantwortung. Es ist daher essentiell, dass diese Themen in den Orientierungskursen verstärkt und intensiver behandelt werden müssen. Besuche bspw. von Synagogen oder interreligiöse Gespräche sollten stärker eingebaut werden. Auch die Leiter und Leiterinnen der Integrationskurse müssen Wissen über Antisemitismus und den Nahostkonflikt haben, um entsprechend agieren und reagieren zu können.

Das gesamte Wissen über Israel und den Nahostkonflikt muss gesteigert werden. Nicht nur in der Migrationsgesellschaft. Eine Möglichkeit wäre die Verankerung dieser Themen in den Lehrplänen an unseren Schulen. Hier haben wir die Möglichkeit jede und jeden Jugendlichen zu erreichen.

**Fragen:
Norbert Reichling**



Zum Tod von Dr. Norbert Reichling (1952–2024)



Norbert Reichling 2024 @privat

Das Vorstand und das Team des Jüdischen Museums trauern um Dr. Norbert Reichling, der plötzlich und unerwartet am 15. September 2024 verstorben ist. Die Nachricht von seinem Tod hat uns tief erschüttert und sehr traurig gemacht.

Als Vorstandsmitglied und jahrelanger ehrenamtlicher Leiter des Jüdischen Museums Westfalen hat Norbert Reichling das Museum nachhaltig geprägt und wesentlich zu seinem Auf- und Ausbau beigetragen. Er war uns ein guter Freund, Weggefährte und Mentor. Er war ein

leidenschaftlicher Museumsleiter, ein äußerst belesener und gebildeter Mensch, intelligent, humorvoll und freundlich. Er war ein Mann der leisen Töne, kooperativ und loyal, der durch Kompetenz und Diplomatie bestach. Dabei trat er immer deutlich und klar für Demokratie, gesellschaftliche Solidarität und Zivilcourage ein. Er wurde aufgrund seiner Verlässlichkeit, seiner Klarheit und Professionalität hochgeschätzt und geachtet.

Norbert Reichling wurde am 1. Oktober 1952 in Wuppertal geboren. Er studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Publizistik an der Universität Münster und promovierte an der Gesamthochschule Paderborn mit einer Dissertation zur »Akademischen Arbeiterbildung in der Weimarer Republik«. Von 1979 bis 2018 war er im Leitungsteam des Bildungswerks der Humanistischen Union NRW in Essen tätig.

Seit 1987 war Norbert Reichling Gründungsmitglied des Vereins für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dieser eröffnete 1992 das Jüdische Museum Westfalen. Ab 1997 war er Schriftführer im Vorstand des Trägervereins und von 2006 bis 2020 leitete er das Jüdische Museum Westfalen ehrenamtlich, davon 12 Jahre neben seiner hauptamtlichen Vollzeitstelle bei der Humanistischen Union. Gleich-

zeitig war er Vereinsvorsitzender, ein Amt, das er bis zu seinem Tod innehielt.

Es ist vor allem seinen ausdauernden Verhandlungen und seinem diplomatischen Geschick zu verdanken, dass sich das Land NRW und der Landschaftsverband Westfalen-Lippe entscheiden haben, das Museum finanziell zu unterstützen. Norbert Reichling verhandelte professionell mit zahlreichen Politiker*innen, Verbänden, Vereinen und Sponsor*innen in der Dorstener Stadtgesellschaft immer zur Entwicklung und Professionalisierung der Museumsarbeit.

Neben seiner strategischen Arbeit für das Museum brachte er sein umfangreiches Wissen und seine Fachkompetenz in die inhaltliche Museumsarbeit ein. Norbert Reichling verfasste zahlreiche Publikationen zur Geschichte, politischen Bildungsarbeit und Erinnerungskultur. Für das Museum initiierte er Projekte, die sowohl beim Publikum wie bei Fachkreisen Anerkennung fanden und zur Reputation des Museums beigetragen haben – in starker Erinnerung bleiben die Ausstellungen »Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn«, »Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer« und das Bildungsprojekt »Antisemi... was? Reden wir darüber«.



Gründungssitzung des Museumsträgervereins, 1987 – Norbert Reichling in der Mitte, Bild JMW

Er verpasste keine Ausstellungseröffnung und war der zuverlässigste Besucher der Veranstaltungen im Museumsprogramm. Norbert Reichling verstand sich immer als Teil eines Teams und so erstaunt es nicht, dass er die Ehrennadel, die ihm die Stadt Dorsten 2017 verlieh, gleich dem gesamten Museumsteam widmete. Sowohl ehrenamtlichen wie hauptamtlichen Mitarbeiter*innen begegnete er auf Augenhöhe, offen für ihre Ideen und Vorschläge, mit Leichtigkeit, Humor und immer unterstützend. Die zahlreichen Gespräche mit Zeitzeug*innen führte er mit viel Behutsamkeit. Er legte allerdings Beharrlichkeit an den Tag, wenn es darum ging, die Existenz des Museums zu sichern und seine wichtige gesellschaftliche Rolle bekannt zu machen.

Zusätzlich zu seiner strategischen Arbeit für das Museum brachte er sein umfangreiches Wissen und seine Fachkompetenz in die inhaltliche Museumsarbeit ein. Ohne Norbert Reichlings fachliche Kompetenz, seine Führungsstärke und sein unermüdliches Engagement hätte das Museum nicht den Umfang erreicht und das Renommee gewonnen, das es heute genießt. Das Museum ist ein lebendiger Teil der Stadtgesellschaft, in der Region bekannt und geachtet, gleichzeitig national und international vernetzt.

Dank der Unterstützung durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe, die wesentlich seinen Verhandlungen zu verdanken ist, konnte das Museum 2020 eine hauptamtliche Museumsleiterin anstellen. Als Erster Vorsitzender des Trägervereins begleitete und unterstützte er das Museumsteam und die neue Leiterin mit Kräften. Er wirkte auch weiterhin an Projekten mit wie beispielsweise dem digitalen Mediaguide, betrieb historische Forschung und schrieb Artikel für die Museumszeitschrift »Schalom« und den Museumsblog. Eigentlich wollte Norbert Reichling im nächsten Jahr in den wohlverdienten Ruhestand treten, er hatte seinen Rückzug aus dem Vorstand von langer Hand geplant. Doch am 15. September starb er völlig unerwartet zuhause. Er hinterlässt seine Ehefrau, zwei Kinder und ein Enkelkind.

Sein Tod hinterlässt eine große Lücke, menschlich, beruflich und im ehrenamtlichen Engagement für Toleranz und Demokratie. Mit seinem außergewöhnlichen Einsatz für das Museum hat er allerdings der Stadt Dorsten und dem Land NRW ein kostbares demokratiepolitisches Vermächtnis hinterlassen. Er hat uns alle auch persönlich reich beschenkt mit seinem wachen, unkonventionellen Geist. Seine mitreißende Energie

und Zuversicht, sein Fachwissen, sein ehrliches Interesse an den Menschen machten ihn aus. Sein Verständnis von humanistischer Bildung und gesellschaftlicher Verantwortung wird unser Museum auch in Zukunft prägen.

Fast 27 Jahre habe ich mit Norbert zusammengearbeitet. Er war für mich ein Kollege, ein Freund in intensiven Diskussionen, ein Vorbild. Ein Mensch, der mich mit seinen vielfachen Qualitäten und seiner Fähigkeit, in die Tiefe einer Problematik vorzudringen, immer wieder sehr beeindruckt hat. Er war ein Freund, mit dem zu diskutieren stets bereichernd war. Er hörte intensiv zu, er engagierte sich im Gespräch, er konnte sich in seine*n Gesprächspartner*in hineinversetzen, Gedanken nachvollziehen. Wie häufig habe ich erlebt, dass er sich an Einzelheiten von Gesprächen, die wir vor vielen Jahren geführt hatten, erinnerte, wie er Argumente, die ihm entgegengehalten wurden, verarbeitet und in seinem Denken berücksichtigt hatte.

Norberts Weitsicht, sein ausgewogenes Urteil haben immer viel bewirkt. Es wird noch viele Gelegenheiten geben, bei welchen wir und ich seinen Rat vermissen werden. Seine vielen Mails, beginnend mit »liebe Mitmenschen«, werden mir besonders fehlen.

Er hat mit Weitblick und ganzem persönlichen Einsatz das Museum geleitet und entscheidend dazu beigetragen, dass das Museum sich zu seiner jetzigen Größe und Ausstrahlung entwickeln konnte. Ohne ihn hätte das JMW nicht so eine wichtige Arbeit geleistet, nicht nationales und internationales Ansehen erreicht.

Wir schulden Norbert großen, sehr großen Dank für seinen zeitlichen und intensiven Einsatz. Stellvertretend für das ganze Museumsteam, für die Vorstandskolleg*innen und für die Mitglieder danke ich ihm für alles, was er rund um das Museum geleistet hat.



Norbert Reichling mit Elise Reifeisen-Hallin in Dorsten 2012 ©privat

Die Tänzerin von Auschwitz

Die Geschichte einer unbeugsamen Frau

24. November 2024 – 23. Februar 2025

ROOSJE GLASER

Schon als Kind begeistert sich Roosje Glaser (1914–2000) für das Tanzen. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitet ihr Vater in Kleve, wo die Familie in einem Hotel wohnt. Dort bietet eine Tanzlehrerin Abendkurse an und lädt schließlich auch die fünfjährige Roosje dazu ein, deren Begeisterung dadurch schier ins Unermessliche wächst.

Es ist das Tanzen, das ihr Halt bietet, als die Familie in den 1920er Jahren wegen der zunehmend antisemitischen Stimmung in Deutschland zurück in die Niederlande zieht. Roosje wird Tanzlehrerin und führt zusammen mit ihrem Ehemann eine renommierte Tanzschule. Politik interessiert sie nicht. Erst die Besetzung der Niederlande durch Deutschland zwingt sie, sich mit den politischen Entwicklungen auseinanderzusetzen. Dennoch fühlt sie sich verhältnismäßig sicher, geht trotzig auch ohne den »Judenstern« zu tragen außer Haus. Zunächst sind es private Probleme, die ihre Aufmerksamkeit vereinnahmen. In ihrer Ehe kriselt es, ihr Schwager entpuppt sich als Antisemit. Schließlich trennt sie sich von ihrem Mann, baut ihre eigene Tanzschule auf.

Obwohl sie Jüdin ist, tritt sie der Reichskulturkammer bei und kann so ihre Tanzschule weiterführen. Auch privat geht es zunächst aufwärts: In Kees van Meteren findet sie nicht nur einen Tanz-, sondern auch einen Liebespartner. Bis sie herausfindet, dass Kees sie betrügt. Nun holen sie auch die gesellschaftlichen Entwicklungen wieder ein. Als die Nationalsozialisten durch ihren Ex-Mann Leo Crielaars erfahren, dass sie ihre Tanzschule illegal führt, ist sie gezwungen diese zu schließen. Dennoch betreibt sie



Roosje Glaser mit ihrem Amsterdamer Tanzpartner Tom Muelink ©Paul Glaser

ihre Tanzschule zunächst noch heimlich auf dem Dachboden ihrer Eltern.

Erst als ihr ehemaliger Geliebter Kees sie an die nationalsozialistischen Besatzer verrät, beginnt für Roosje ein Leidensweg durch mehrere Konzentrationslager. Zunächst wird sie in Westerbork interniert, dann im KZ Herzogenbusch. 1943 folgt die Deportation nach Auschwitz. Hier schreibt sie abends in der Baracke Lieder und Gedichte. Sie erfährt von den Mannschaftsabenden der SS und bietet an, mit Klavierspiel und Tanz für Unterhaltung zu sorgen. Als Lohn erhält sie jeweils einen Laib Brot – überlebenswichtig in Auschwitz.

Als die russische Armee immer weiter vorrückt, werden die Gefangenen im Januar 1945 zunächst zu Fuß, dann mit dem Zug bis in das KZ Ravensbrück getrieben. Roosje wird von dort aus in Berlin zum Trümmerräumen eingesetzt, kommt in das KZ Bergen-Belsen und schließlich in das KZ Neuengamme. Hier gerät sie im April 1945 zufällig in eine

Gruppe skandinavischer Häftlinge, die für einen Gefangenen austausch mit dem Schwedischen Roten Kreuz vorgesehen sind. In Schweden angekommen, lebt sie zunächst in einem Auffanglager. Nachdem sie wieder zu Kräften gekommen ist, beginnt sie hier Turnstunden zu geben und fängt selber wieder an zu tanzen. Sie organisiert eine Aufführung mit den anderen Überlebenden: Theater, Sketche, Gesang und – natürlich – Tanz. Der Höhepunkt ist Roosjes Tanz zu Maurice Ravels Boléro, er wird zu einem symbolischen Befreiungsakt.

Von Niederländer*innen während der NS-Zeit im Stich gelassen und verraten, entschließt sich Roosje in Schweden zu bleiben. Ihre Eltern wurden während der Schoa ermordet, nur ihr Bruder hat überlebt. Er bricht jedoch den Kontakt zu den meisten Verwandten ab und verbirgt seine jüdische Identität vor seinen Kindern. Zu tief sind die Wunden. Auch Roosje sucht nach einem Weg mit der Vergangenheit umzugehen, wird von Erinnerungen und Alpträumen geplagt.

Sie besucht die Stätten ihrer Verfolgung und hält sie fotografisch fest. Das Tagebuch, das sie in den niederländischen Lagern noch hatte führen können, ist in den Kriegswirren verloren gegangen. Doch nun setzt Roosje sich wieder an den Schreibtisch und schreibt ihr Tagebuch noch ein weiteres Mal nieder.

PAUL GLASER

Paul Glaser ist katholisch getauft und aufgewachsen. Erst ein beiläufiges Gespräch, lässt in ihm den Gedanken aufkommen, seine Familie könnte in der NS-Zeit verfolgt worden sein. In Österreich sei „Glaser“ häufig ein Name jüdischer Familien, erzählt ihm ein Bekannter. Lange behält Paul Glaser seine Vermutung für sich, bis er sich entschließt seiner Familiengeschichte nachzugehen. Seine Großmutter mütterlicherseits bestätigt schließlich seine Vermutung: Sein Vater ist jüdisch. Doch dieser spricht nicht über seine Erfahrung während des Zweiten Weltkriegs. Um

dennoch mehr zu erfahren, nimmt Paul Glaser Kontakt zu seiner Tante Roosje auf. Er besucht sie in Schweden – ein intensiver, emotionaler Besuch. Roosje erzählt stockend, bruchstückhaft, zeigt Paul Glaser ihr Tagebuch. Kurz nach seinem Besuch verstirbt Roosje Glaser.

Doch ihre Geschichte lässt Paul Glaser nicht los. Er recherchiert weiter, durchforstet ihre Unterlagen und veröffentlicht 2015 die Biografie seiner Tante: „Die Tänzerin von Auschwitz. Die Geschichte einer unbeugsamen Frau“. Es ist die Geschichte von Roosje, erzählt aus ihrer Perspektive. Es ist aber auch die Geschichte von Paul Glaser, den Fragen und Ängsten der zweiten Generation. Wie umgehen mit einem solchen Trauma? Wie verarbeitet man eine solche Familiengeschichte?

DIE AUSSTELLUNG

Nach der Buchveröffentlichung entwickelt Paul Glaser eine zweisprachige

Wanderausstellung, die seit November 2024 im Jüdischen Museum Westfalen zu sehen ist. Objekte, Dokumente und Filmsequenzen erzählen die Geschichte von Roosje Glaser, Interventionen werfen aber auch schwierige Fragen auf, rund um die Themen Überleben, Verrat, Kollaboration und Schuld. Die Ausstellung vermittelt so das Bild einer Frau mit unbeugsamem Willen, die unter widrigen Umständen um das Überleben kämpft.

Für Schulen bieten wir Lernmaterialien ab der 9. Klasse an, anhand derer sich die Schüler*innen die Ausstellung selbst erschließen können. Sie erhalten Einblicke in Nationalsozialismus und Verfolgung sowie die Auseinandersetzung der zweiten Generation mit den Folgen des Traumas. Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte unter lernen@jmw-dorsten.de an unsere Vermittlungsabteilung.

Aylen Winkler



Roosje Glaser mit Tanzschüler*innen auf einem Ausflug ©Paul Glaser

Impressionen von der Ausstellungseröffnung



Tänzerin Rosalie Wanka tanzte ihre Choreographie »Roosje's Bolero«.



AUSROTTE MIT STUMPF UND STIEL

"GAARNE DIENS UITROE MET WORTEL EN TAK"



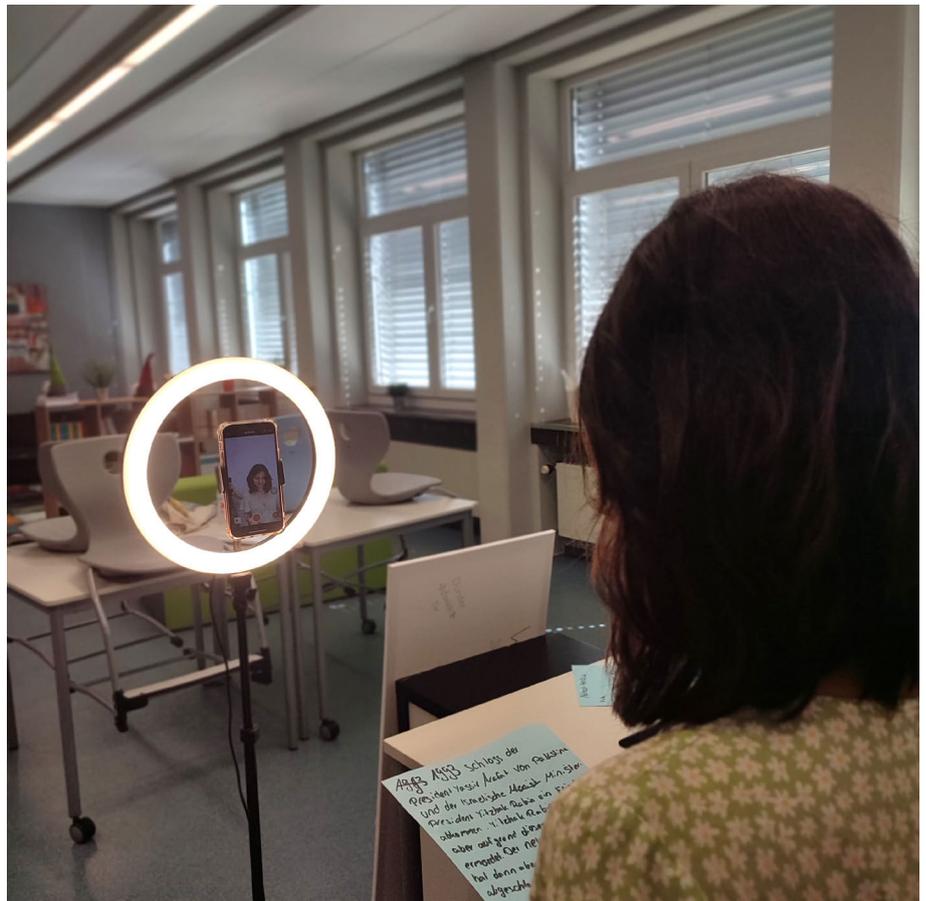
Autor und Initiator der Ausstellung Paul Glaser

TikTok als Bildungsplattform?

Ein Pilotprojekt zur Medienkritik mit Bezug zum Nahostkonflikt

In den letzten Monaten begegnete uns im Museum immer öfter TikTok als Informationsquelle von Jugendlichen. Dabei wird die Kurzvideoplattform in vielen Fällen vollumfänglich genutzt, zum Beispiel als Suchmaschine. Die Inhalte und Accounts werden dabei oftmals nicht kritisch hinterfragt. Gleichzeitig zeichnet sich eine zunehmende Ablehnung des klassischen Journalismus (sofern bekannt) und der öffentlich-rechtlichen Medienanstalten ab.

Diese problematische Entwicklung zeigte sich in rasanter Geschwindigkeit und mit deutlicher Sichtbarkeit nach dem Angriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023. Schreckliche Gewaltszenen wurden ungefiltert in die jeweiligen Algorithmen gespült und dementsprechend potenziert. Influencer*innen, die das Vertrauen junger Menschen genießen und Vorbildfunktionen einnehmen, äußerten sich vielfach zum aktuellen Krieg. Dass dabei auch Desinformationen, fake Videos und Bilder sowie Deepfakes verbreitet wurden, forderte nicht nur die medienkritischen Kompetenzen der Jugend-



lichen heraus. Auch für Erwachsene und selbst Fachkräfte wird es immer schwieriger, Videos und in ihnen eingefügte Bilder und Filme zu kontextualisieren. Vor allem dann, wenn sie in wenigen Sekunden über das Smartphone flimmern.

Mit Blick auf diese Problematik entwickelten wir im Frühjahr 2024 ein Projekt zur Medienkritik mit Jugendlichen. In einem überschaubaren Zeitraum sollten folgende Ziele erreicht werden: Faktenbasierte Impulse zum Nahostkonflikt unter Berücksichtigung der Lebenswelt der Jugendlichen geben, indem sie für das Museum TikToks drehen, die online gestellt werden. In Kooperation mit der Neuen Schule Dorsten nahmen ca. 20-25 Schüler*innen des 9. Jahrgangs teil. Mit Burak Yilmaz hatten wir einen externen Bildungsreferenten gewonnen, der das Projekt begleitete.

In den Workshops sollten die Schüler*innen zunächst selbst erarbeiten, woran man eine seriöse von einer unseriösen Quelle unterscheiden kann. Danach entwickelten sie eine Nettiquette für unseren Account. Gemeinsam bewegten wir uns auf TikTok und analysierten Beispiele für gelungene Bildungsarbeit auf der Plattform. Den Bezug zum Nahostkonflikt herzustellen und Informationen zu vermitteln, gestaltete sich aus unterschiedlichen Gründen schwierig und überforderte die Jugendlichen letztlich. Darüber hinaus waren wir irrtümlicherweise davon ausgegangen, dass Jugendliche sich sehr natürlich vor der Kamera bewegen würden. Das mag für einige wenige Schüler*innen auch zutreffen, aber hauptsächlich kon-

sumieren sie Videos und sind nicht geübt darin eigene Inhalte zu produzieren.

Den Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen, sie inhaltlich vorzubereiten und zur Videoproduktion anzuregen, stellte sich für den anberaumten Zeitraum als zu ambitioniert heraus. Trotz all der Hindernisse, die uns begegneten, lohnt sich ein Medienprojekt mit Schüler*innen, und das Jüdische Museum Westfalen wird auch in Zukunft mit Schüler*innen auf TikTok arbeiten. Die Erkenntnisse, die wir in diesem Projekt gewonnen haben, können dabei für uns und andere Bildungsträger handlungsleitend sein. Daher haben wir beschlossen, unsere Erfahrungen auf TikTok zu teilen.

Konkrete Empfehlungen, vom Zeitfenster über Personal hin zur inhaltlichen Struktur, werden auf unserem neu erstellten TikTok Account zu sehen sein. Die Videos, die die Jugendlichen produziert haben, werden u. a. in den Kontext eingeordnet. Es sind Reflexionsbeiträge des begleitenden Lehrers Benjamin Huth sowie von Burak Yilmaz entstanden, die gewinnbringend für künftige Projekte sein können.

Bei Fragen wenden Sie sich gern an lernen@jmw-dorsten.de oder folgen Sie uns auf TikTok!

Anja Mausbach

Aus den jüdischen Gemeinden

MÜNSTER

Die Münsteraner jüdische Gemeinde hat im Frühjahr 2024 jüdische Kulturtage veranstaltet, und das bereits zum 14. Mal. Die Veranstaltungsreihe wurde gemeinsam mit der Volkshochschule Münster und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit durchgeführt. Ein Schwerpunkt der Reihe war das jüdische Leben in der Ukraine; zu den Mitwirkenden gehörten u.a. die Rabbinerin Natalya Verzhbovska und die Historikerin Ricarda Vulpius. Die Münsteraner Publizistin Marina Weisband beschrieb ihre Versuche, an eine gebrochene Tradition anzuknüpfen, als ein »Aufsammeln von Scherben«.

MÜNSTER

Seit dem Sommer 2024 hat die jüdische Gemeinde in Münster eine neue Vorsitzende. Nachdem der erst 2022 in der Hoffnung auf einen Generationenwechsel gewählte Mike Khunger aus persönlichen Gründen nach nur kurzer Amtszeit seinen Rücktritt erklärt hatte, sprang vorübergehend der ehemalige Vorsit-

zende und Ehrevorsitzende Sharon Fehr ein. Nun wurde Dr. Karina Hoensbroech, die langjährige stellvertretende Vorsitzende, in den 1. Vorsitz gewählt.

RECKLINGHAUSEN

Der Vorsitzende der Recklinghäuser Gemeinde, Dr. Mark Gutkin, erhielt im Februar 2024 für seine mehr als 18jährige ehrenamtliche Tätigkeit den »Ehrenpreis« der Stadt Castrop-Rauxel. Sein Engagement für die Bewahrung jüdischer Traditionen und im interreligiösen Dialog standen im Vordergrund dieser Ehrung. Sein wichtigster Wunsch für die weitere Arbeit: eine zukunftsweisende Erziehung zum toleranten Zusammenleben.

OBERHAUSEN

Die liberale jüdische Gemeinde »Perusch« in Oberhausen unterhält seit Längerem einen eigenen Youtube-Kanal, auf dem Gemeindeaktivitäten in einer Chronik festgehalten werden. So lässt sich dort zum Beispiel Anteil

nehmen am »Tag der Befreiung« 2024, an Feiern zu den jüdischen Festtagen, Konzerten, russisch-ukrainischen Disputen in der Gemeinde und Interviews. Das meiste ist in russischer Sprache, doch es gibt häufig Übersetzungen:



DORTMUND

Ganz praktisch hat die jüdische Kulturgemeinde Dortmund (mit Unterstützung der Münsteraner Gemeinde) auf den Horror der Hamas-Attacken auf Israel reagiert: Ein neues Rettungsfahrzeug für den Magen David Adom (Roter Schild Davids) wurde durch eine Sammelaktion im vergangenen Winter und Frühjahr ermöglicht; gemeinsam wurde eine Summe von 100.000 € aufgebracht!

Schlaglichter

Über die Jahre hat das Jüdische Museum Westfalen sein Angebot immer mehr ausgeweitet. Ziel ist es, möglichst viele Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen anzusprechen und damit so inklusiv wie möglich zu sein. So steht bei den Ausstellungen mal zeitgenössische Kunst, mal jüdische Regionalgeschichte, dann wieder deutsche Geschichte im Zentrum. Es gibt pädagogische Angebote für Schüler*innen verschiedener Altersstufen sowie Weiterbildungen für Erwachsene. Das Museum lädt zu literarischen Lesungen ebenso ein wie zu Konzerten, Kinomatinées oder wissenschaftlichen Vorträgen.

EIN MUSEUM FÜR ALLE SEIN

Doch ein diverses Angebot ist nicht ausreichend, wenn man ein Museum für alle sein möchte. Denn das Jüdische Museum beispielsweise ist zwar barriere-

arm, aber nicht vollständig barrierefrei. Die Stadt Dorsten plant seit längerem, elektrische Türen und einen modernen Aufzug einzubauen, die es Menschen mit Mobilitätseinschränkungen noch leichter machen würden, das Museum zu besuchen. Diese werden voraussichtlich 2025 an die Hand genommen.

Um das Museum auch für andere Gruppen attraktiv zu machen, die es bisher noch nicht oder zu selten in Anspruch nehmen, plant es unter dem Stichwort »Inklusion« in den nächsten Jahren mit unterschiedlichen Partnern gemeinsam Angebote zu entwickeln. Derzeit arbeitet das Museum mit zwei Partnern, der Lebenshilfe Dorsten und der Don-Bosco-Schule Lippstadt, in einem partizipativ angelegten Projekt an Begleitmaterialien zum besseren Verständnis der Exponate der Dauerausstellung. Die Gruppen erarbeiten unter

anderem eine videogestützte Audiospur, eine Museumsrallye für Kinder mit Lernschwierigkeiten und ein Bilderkochbuch.

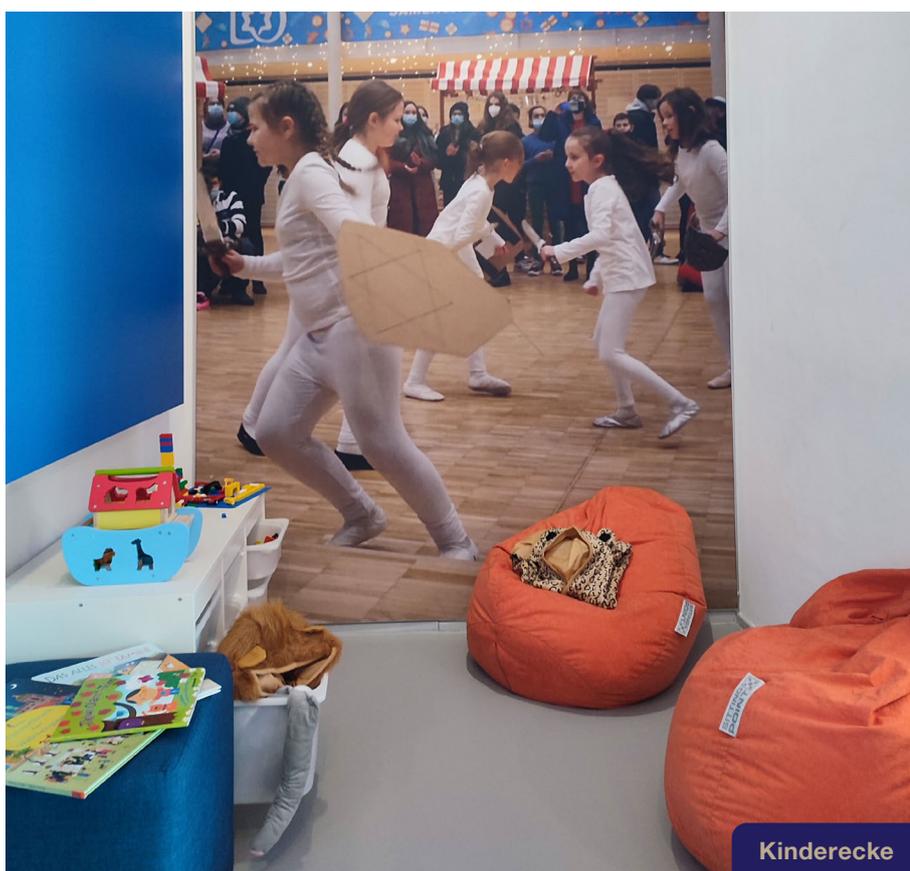
AUCH DIE KLEINSTEN SIND WILLKOMMEN

Auch Kindern, die das Museum in ihrer Freizeit besuchen, hat das Museum etwas zu bieten. Mit der Museumsrallye können sie die Dauerausstellung selbstständig erkunden und in den Schulferien gibt es beispielsweise Schnitzeljagden oder Bastelnachmittage.

Seit Neustem hat das Museum ein weiteres Angebot, das schon für Kinder im Vorschulalter geeignet ist. In einer neuen Kinderecke mitten in der Dauerausstellung können sich die Kleinen als Tier der Arche Noah verkleiden, mit einer Holzarche spielen, Bücher anschauen oder mit Lego etwas bauen. Jüdische Feiertage und biblische Geschichten, aber auch Freundschaft, Toleranz und Respekt sind die Themen, denen sie dort begegnen. Während die Kinder sich selbst beschäftigen, können sich die Eltern in der Dauerausstellung umsehen.

POLIZEIPROJEKT »UNTER VERDACHT« IN DER FINALEN PHASE

Das vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW geförderte Projekt am Jüdischen Museum Westfalen (s. Schalom Nr. 92/April 2023) neigt sich im Ablauf des Jahres dem Ende entgegen. Die Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Funk wurde beauftragt, acht Seminare für Angehörige der Polizei intensiv zu begleiten und wissenschaftlich zu evaluieren. Diese empirische Maßnahme hilft zu verstehen, inwieweit die im Museum vermittelten Inhalte und Methoden wirken und welche Methoden noch weiterentwickelt werden müssen. Anfang des Jahres 2025 wird ihr Evaluationsbericht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.



Kinderecke

Die »Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland«

Historische Schlaglichter auf die Anfänge jüdischer Presse nach 1945

Ein Neubeginn der jüdischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik nach 1945 wäre ohne einen Wiederaufbau jüdischer Presse vermutlich nur schwer vorstellbar gewesen. Dabei kommt der »Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland«, die heute als »Jüdische Allgemeine« zu einer der renommiertesten jüdischen Zeitungen in der deutschen Presselandschaft gehört, eine wegweisende Stellung zu.

Unmittelbar nach der Befreiung machten sich jüdische Überlebende an die Arbeit, in Form von Zeitungen und Zeitschriften ihren Bedürfnissen und Interessen Gehör zu verleihen. In einer Zeit der Mangelgesellschaft erscheint es heute umso erstaunlicher, beeindruckt das organisatorische Geschick, dass Schoa-Überlebende in den DP-Camps Papier und Druckmatrizen zusammentrugen, um schon bald jüdische Zeitungen herauszugeben. Mit der zionistisch ausgerichteten »Unzer Sztyme« erschien bereits im Juli 1945 die erste, noch handschriftliche jiddische DP-Zeitschrift in Bergen-Belsen, die den osteuropäischen jüdischen Überlebenden eine Stimme gab.

Für die deutsch-jüdischen Überlebenden, die sich vor allem in den größeren Städten konsolidierten und ihre Gemeinden wiederaufbauten, erschien ab November 1946 das in Düsseldorf herausgegebene »Jüdische Gemeindeblatt für die britische Zone«, aus dem 1950 die »Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland« hervorging.

Treibende Kraft für die Etablierung der »Allgemeinen Wochenzeitung« waren Karl (1897–1966) und Lilli Marx (1921–2004). Früh erkannten sie die Notwendigkeit und das Potenzial einer deutschsprachigen jüdischen Zeitung für die numerisch kleine Gemeinschaft an deutsch-jüdischen Überlebenden, die 1959 in Nordrhein-Westfalen insgesamt etwa 3.900 jüdische Gemeindeglied-



Karl und Lilli Marx (1. und 2. v. r.), Sammlung Boike Jacobs in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, GED-31-924-300.010_1

der zählte. In Zusammenarbeit mit dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, Julius Dreifuss (1896–1966), gab das aus dem englischen Exil zurückgekehrte Ehepaar Marx bereits im Spätsommer 1946 die erste Ausgabe des »Jüdische Gemeindeblatt für die britische Zone« heraus. Sie knüpften damit an das von Hans Frey schon im April 1946 herausgegebene »Jüdische Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen« an.

Mit einem Stamm freier Journalist*innen aus England, Frankreich, Amerika und Palästina und unter Beteiligung namhafter Gastbeiträge führender jüdischer Persönlichkeiten wurde die Zeitung zu einem einflussreichen und vielzitierten Medium im Nachkriegsdeutschland. Philipp Auerbach (1906–1952), Ernst Gottfried Lowenthal (1904–1994), Heinz Galinski (1912–1992), Hans Lamm (1913–1985), Paul Spiegel (1937–2006), Stefanie Zweig (1932–2014), Jeanette Wolff (1888–1976) oder Hendrik George van Dam (1906–1973), der erste Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland,

steuerten als Interessenvertreter*innen zahlreiche einschlägige Artikel bei. Diese geben auch heute noch Aufschluss über jüdisches Sendungsbewusstsein und Selbstverortung nach 1945.

Inhaltlich und programmatisch wirkte die Wochenzeitung für die verstreut in den Städten lebenden Überlebenden identitätsstiftend und bot eine Möglichkeit, um aus der Isolation herauszutreten. Auch gestalterisch zeigte sich das Medium seinerzeit sehr ansprechend. Es integrierte bereits in den ersten Ausgaben Fotografien und band Fotoreportagen mit ein.

Die Herausgeber*innen scheuten keine heißen Eisen und berührten vor allem Themen, die auf den damaligen Nerv der Gesellschaft zielten. Das wichtigste Anliegen war es, den Leser*innen eine vielstimmige und facettenreiche Berichterstattung anzubieten. Aufmerksam und kritisch wurde über die demokratische Entwicklung in Deutschland berichtet. In den 1950er und 1960er Jahren waren führende Themen unter anderem juristische Entwicklungen, insbesonde-

re die sogenannte Wiedergutmachung und Restitution sowie NS-Prozesse und NS-Kontinuitäten in deutschen Behörden und deutscher Politik, wie beispielsweise der Fall Globke. Für die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft un bequem, behandelten die Beiträge die Verbrechen des Nationalsozialismus und rückten wie kein anderes Organ in dieser Zeit die Taten der Nationalsozialist*innen ins öffentliche Bewusstsein.

In dieser Hinsicht bot die Wochenzeitung den deutsch-jüdischen Überlebenden und Gestrandeten eine Möglichkeit der überregionalen Vernetzung und Orientierung. Dabei entwickelten die Herausgeber*innen herausragende Kontakte in die bundesdeutsche Politik und konnten regelmäßig Interviews mit einflussreichen politischen Vertreter*innen führen, wie etwa Kurt Schumacher oder Bundeskanzler Konrad Adenauer.

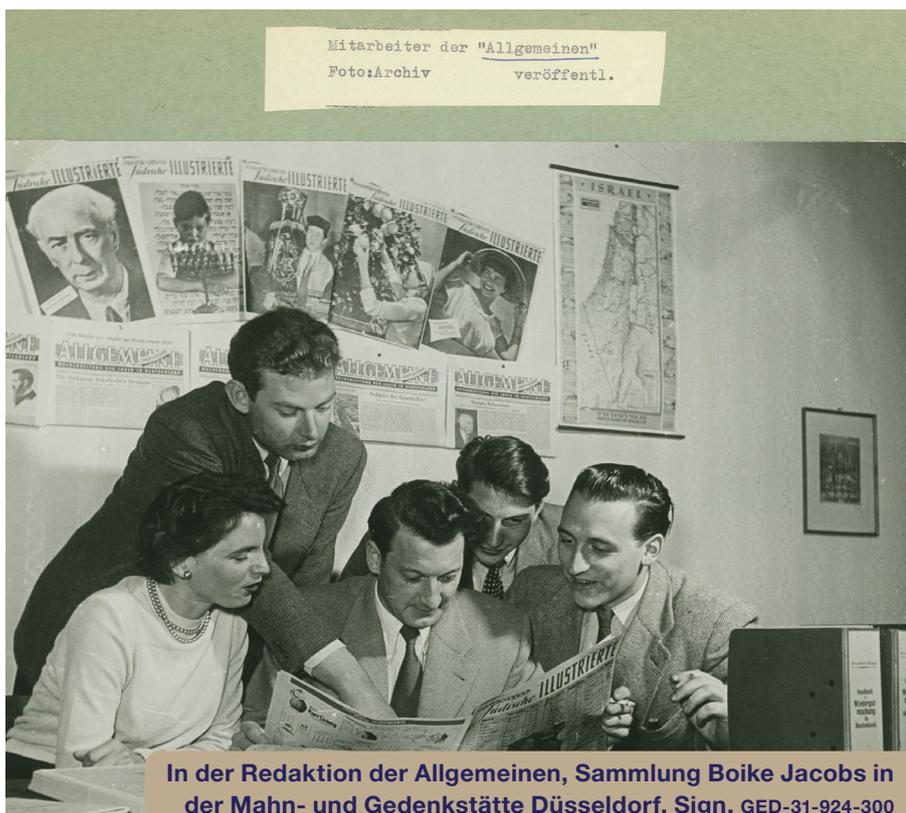
Eine besondere Beziehung verband Karl Marx mit Bundespräsident Theodor Heuss (1884–1963), mit dem die jüdische Gemeinschaft früh einen starken Fürsprecher für ihre Belange hatte. Oberstes Leitprinzip blieb dabei die politische Unabhängigkeit des Mediums.

Gegenüber dem 1948 neugegründeten Staat Israel positionierte sich die Wochenzeitung von Anfang an solidarisch, berichtete beispielsweise über die Notlage des Flüchtlingsschiffes »Exodus« 1947 oder die einschneidenden Kriege, ob Unabhängigkeitskrieg 1948, Sechstagekrieg 1967 oder Jom-Kippur-Krieg 1973. Neben politischen Themen bot die Wochenzeitung auch stets eine umfangreiche Berichterstattung über religiöse, kulturelle und säkulare Themen, und nicht zuletzt den Blick auf die Gemeindeebene mit Synagogeneinweihungen, Hochzeiten oder Bar und Bat Mizwa-Feiern.

Nach dem Tod von Karl Marx 1966 leitete für einige Jahre seine Ehefrau Lilli die Zeitung, bis 1973 der Zentralrat der Juden in Deutschland die Herausgeberschaft übernahm. Einige Umbenennungen folgten, von »Allgemeine Jüdische Wochenzeitung« bis zum heutigen Titel »Jüdische Allgemeine«.

Den Werten der Gründer*innengeneration verpflichtet, steht das Organ heute ebenso solidarisch wie in den Anfangsjahren mit seiner Verantwortung als unabhängiges, demokratisches Sprachrohr für die jüdische Gemeinschaft ein. Ganz im Sinne, wie es Lilli Marx in einem Interview mit der »Allgemeinen« 1996 wünschte, »dass sie niemals versäumt, die richtigen Schlüsse aus dem täglichen Geschehen zu ziehen und das Gespür, das Richtige und Wichtige für die jüdische Gemeinschaft zu veröffentlichen. Vor allen Dingen sollte sie unabhängig sein von politischen Überzeugungen. Die »Allgemeine« ist meiner Ansicht nicht dazu da, (partei-)politische Kämpfe – auch jüdisch-politische Kämpfe – auszufechten. Vielmehr sollte sie sachlich informieren und sich nicht provozieren lassen.« Marx' Worten verpflichtet, erfüllt die »Allgemeine« damit heute umso mehr – gerade angesichts anhaltendem Antisemitismus und Nationalismus – ihre Funktion als wichtige und mahnende jüdische Stimme in unserer Demokratie.

Sebastian Braun



In der Redaktion der Allgemeinen, Sammlung Boike Jacobs in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Sign. GED-31-924-300

Zum Nachlesen:

Ein Gespräch mit Lilli Marx, in: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, Sonderausgabe vom 25. April 1996, S. 4-5.



Jüdisches Leben in Deutschland? Heute.

»Wie sieht es eigentlich aus, das gegenwärtige jüdische Leben in Deutschland?«, heißt es in meiner Literatur-Runde. Eine kluge, eine ernst gemeinte Frage, die niemand angemessen zu beantworten weiß. Vielleicht hilft da ein Buch? Vielleicht der Debütroman von Dana Vowinckel mit dem etwas sperrigen Titel »Gewässer im Ziplock«.

Im Mittelpunkt Vater, Mutter, Kind, eine ganz normale Familie, könnte man meinen, aber so einfach ist es natürlich nicht. Mutter Marsha, amerikanische Sprachwissenschaftlerin, hat Mann und Kind vor langer Zeit verlassen, übrig blieben der nun alleinerziehende Vater, Kantor einer Berliner Synagogengemeinde, und die inzwischen 15-jährige Tochter. Die besucht ein Jüdisches Gymnasium, betrachtet Berlin als ihr Zuhause, spricht Deutsch im Alltag, Ivrit mit dem Vater, Englisch mit den Großeltern und, da diese meinen, sie müsse endlich ihre Mutter näher kennenlernen, auch mit ihr. Wie die Sprachen wechseln die Orte, sonst wäre ja auch kein Ziplock notwendig: Chicago – Berlin – Israel (mit diversen Orten und Ortschaften). In der deutschen Hauptstadt übt Vater Avi seinen Beruf aus, seiner Gemeinde eng verbunden und noch enger der Tochter Margarita, die er liebevoll umsorgt, deren pubertäre Macken er geduldig erträgt, immer im Vertrauen auf die Kraft des Gebets. »Er sang ihnen die Ruhe herbei«, heißt es vom Kantor, während ein paar Sätze später die Tochter mit dem Satz »Sie hasste das« eingeführt wird, Gegensätze, wie man sie schöner nicht erfinden könnte. Erzählt wird wechselnd aus beider Perspektive, daraus folgen unterschiedliche Inhalte, geprägt durch die spezifischen Interessen, Erfahrungen, Erinnerungen, auch unterschiedliche Sprachebenen.

Zu Beginn verbringt Margarita die Sommerferien bei ihren Großeltern in Chicago; gelangweilt, genervt, vereinsamt sehnt sie das Ende der Ferien herbei, in Berlin warten Freundin Anna

und Boyfriend Nico, die Schule, abendliche Events, das bunte Leben eben. Aber der Vater schickt sie »von Tür zu Tür«, um des Zusammenhalts der Familie willen. Und die ist gerade bunt genug.

Die amerikanischen Großeltern sind die Kinder von russischen Emigranten, die noch vor den Weltkriegen die USA erreichten. Avis Eltern haben in Israel gelebt. Die Eltern des Vaters waren aus der Türkei, die Eltern der Mutter aus Breslau gekommen, noch ehe die Verfolgungen eingesetzt hatten, die Nachkommen überzeugte Israelis, voller Stolz auf Avis militärische Karriere, die aus ihnen »eine richtige israelische Familie« machte. Als Avi die Ausbildung zum Kantor beginnt, zerbrechen mit den Träumen auch die familiären Bindungen. Mit dem Gemeindeglied Harry kommt eine von der Schoa geprägte Familiengeschichte hinzu; bei dessen Beerdigung lernt Avi Harrys Tochter Hannah kennen, mit der er einige Tage auf Spiekeroog verbringt, Anlass zur ironischen Betrachtung deutscher Bräuche – »Draußen nur Kännchen« –, zu Gesprächen über praktizierendes Judentum – Krabbenbrötchen, ja oder nein – und einem letztlich folgenlosen Kuss, der den ebenso einsamen wie textsicheren Avi an die Geborgenheit der Arche erinnert.

Das klingt doch sehr nach »jüdischer Welt«. Kantor Avi und die Autorin, als Tochter eines amerikanischen Juden und einer deutschen Protestantin mit elf Jahren zum Judentum konvertiert, sorgen dafür, dass die Leser einiges davon mitbekommen: Schabbat und Pessach, die Gestaltung der Großen Feiertage, die Gebete, Bat Mizwa und Beerdigung, auch die Sprache, »dieses Hebräisch des Volkes Israel, das uns nie verlassen hat. Ein Regenmantel aus Sprache, an dem alles abperlte, der alles überstand. Gut und schön, dieses Wort, für immer und ewig.« (S. 139) Dazu die Security vor der Synagoge, die Baseballcap über der Kippa als die typisch deutschen Varianten, auch die Vernachlässigung der Mesusa während

und nach der Pandemie, das Trauma der Schoa, das Attentat auf die Synagoge von Halle: Das alles, eingebettet in den Erzählfluss, erklärt jüdische Geschichte und jüdische Riten besser und eindringlicher, als es ein noch so fundiertes Sachbuch vermöchte. Überdies gerät Avis Erinnerung an die Jom Kippur-Feiern während der vielen Jahre in Berlin, mit dem Attentat 2019 und den Livestream-Übertragungen in den Corona-Jahren, zu einem wunderschönen kleinen Exkurs. Dass ihm dabei auch einfällt, dass draußen vor der Synagoge, angelockt vom Klang des Schofars, Passanten ihre Kinder hochheben, »damit sie bessere Sicht auf die Juden« haben, wirft zugleich ein Licht auf das schwierige Verhältnis von deutschen Juden und deutschen Nichtjuden. Für Avi und nicht nur für ihn stellt sich die Frage nach seinem Zuhause, seiner Heimat. Für Margarita tritt diese Frage immer mehr in den Vordergrund. Der Vater, die Großeltern schicken sie zu der »fremden Mutter, die keine war«, der »Rabenfrau«, die das Kind als Baby verließ, das herangewachsene Kind am Flughafen in Tel Aviv auf sich warten lässt, unzuverlässig, wie um alle Vorahnungen zu bestätigen. Die Mutter zornig, die Tochter beleidigt, das prägt die Zeit in Israel, und doch gibt es seltene Momente des gemeinsamen Lachens, von Erklärungen und Zugeständnissen. Margaritas Haltsuche bei dem jungen Israeli Liam führt hingegen nicht zu dem gewünschten Erfolg, seine Schwester attackiert die deutsche Jüdin. Und dann muss Margarita noch erfahren, dass ihre Großmutter gar nicht jüdisch ist, lediglich von Juden adoptiert, der Halacha zufolge sind also weder Marsha noch Margarita Jüdinnen. Wer bin ich denn, wo komme ich her, was mache ich aus meinem Leben – diese Fragen stellen sich ganz plötzlich neu. Früher war das Anlass für einen Bildungsroman, inzwischen firmiert dergleichen als Coming-of-Age-Roman, durchaus vergleichbar, wenn nicht sogar sehr ähnlich. Margarita überlegt also kurz, sie »könnte vergessen, dass sie Wurzeln hatte, könnte eigene Wurzeln schlagen«,

identifiziert sich nach dem Erleben von Yad Vashem im Fiebertraum dennoch mit der Sulamith aus Celans Todesfuge und sieht sich als das »jüdische Kind« ihrer Eltern, »befremdet von ihrer eigenen Dankbarkeit dafür, Jüdin zu sein, auserwählt, vor allem: am Leben« (S. 275). Dann erleidet die Großmutter einen schweren Unfall, erneut heißt es, den Ziplock und mehr zu packen, um zu dritt in die USA zu fliegen.

Nun gut, Vater, Mutter, Kind sind am Krankenbett der Großmutter kurzzeitig vereint, dann eskalieren die nie befriedigten Konflikte, weil beide Eltern versuchen, die Tochter auf die je eigene Seite zu ziehen, auch Marsha hat in ihrer neuen Wohnung bereits ein Zimmer reserviert. Margarita, nun im Dilemma zwischen den Schuldgefühlen gegenüber der Mutter, die sie geohrfeigt hat, und der Verantwortung gegenüber dem Vater, dem sie so viel verdankt, muss eine Entscheidung treffen.

Zurück zur Eingangsfrage: Eine amerikanische Mutter, ein israelischer Vater, beide jüdisch (oder auch nicht), aber

Prototypen des gegenwärtigen deutschen Judentums? Schwierig. Avi jedoch sieht seine Tochter als zugehörig »zu der winzigen übriggebliebenen Schnittmenge von deutschen Juden nach 1945« (S. 150). Und wenn Avi Recht hat, bietet der Roman eine Facette dessen, was man ‚deutsches Judentum heute‘ nennen mag. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dana Vowinckel schreibt absolut überzeugend, hat mit einem Auszug aus dem Roman bereits beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb reüssiert. Ihre Erzählfiguren sind keineswegs so eindimensional angelegt, wie man auf den ersten Blick vermuten mag. Vor allem die junge Margarita macht Identifikationsangebote für jüngere Leser*innen – ein Geschenk, das sie hoffentlich auch erreicht. Diese »Geschichte voller Leben und Menschlichkeit«, so die wertschätzende Formel auf dem Buchrücken, macht jedenfalls Lust auf mehr. Auf weitere Facetten des jüdischen Lebens in Deutschland heute.

Reinildis Hartmann



Dana Vowinckel
**Gewässer im
 Ziplock**

Suhrkamp Frankfurt
 am Main 2023

Impressum

- Herausgeber:** Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
- Redaktion:** Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Ayleen Winkler
- Anschrift:** Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
- Email:** info@jmw-dorsten.de
- Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich im Eigenverlag
- Layout:** Agentur 31M, Essen
- Satz:** Dr. Pascal Dietrich, Aachen
- Förderer:** »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
- Vertrieb:** Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.
- Datenschutz:** Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonent*innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz



Wokeness – ja, aber...

Jens Balzers Reflexionen im Nachgang zum Massaker der Hamas auf israelische Zivilist*innen vom 7. Oktober 2023 sind aus drei Gründen bemerkenswert. Erstens, weil er immer noch einer der wenigen Akademiker*innen ist, die das Massaker ohne Wenn und Aber verurteilen. Zweitens, weil er den moralischen Bankrott der »postkolonialen, queerfeministischen und »woken« Linken« nach dem 7. Oktober erklärt (S. 77), damit aber drittens weder den Postkolonialismus noch die Wokeness an sich gleich mit in die Tonne haut.

Balzer beginnt mit den grauenvollen Ereignissen und der Erwartung, dass nach diesem »Zivilisationsbruch« »[j]eder denkende und jeder empfindsame Mensch [...] an diesem Tag mit den Opfern, mit den Toten, mit den Verschleppten [fühlt]. Aber so ist es nicht.« (S. 8-9) Im Gegenteil, selbst Menschen, die sich für die Rechte von Frauen stark machen, übersehen geflissentlich die systematischen Vergewaltigungen von Frauen oder nehmen sie in Kauf als gerechtfertigtes Mittel in einem »revolutionären Kampf«. Was ist geschehen?

Balzer geht dem Ursprung des Begriffs »Wokeness« nach, der erstmals vom amerikanischen Folk- und Bluessänger Huddie Ledbetter (alias Lead Belly) verwendet wurde. Dieser benutzte ihn in einem Lied als Warnung an andere Schwarze Menschen, stets »woke«, wachsam, gegenüber Rassismus und Diskriminierung zu sein. Bezugnehmend auf spätere Verwendungen durch den

Autor William Melvin Kelley (1962) und die Soulsängerin Erykah Badu (2008) meint Balzer, deren Wokeness-Begriff verweise auf ein achtsames, »»wach« Verständnis der Welt«, bei dem auch die eigenen Ansichten stets der Selbstkritik unterzogen würden (S. 29).

Auch den postkolonialen Theorien unterstellt Balzer nichts Inhärentes, das zu erklären vermöchte, warum viele ihrer Verteidiger*innen sich in den letzten Monaten antisemitisch geäußert und oft wenig Empathie mit den jüdischen Opfern an den Tag gelegt haben. Bei Stuart Hall findet er aber zwei grundsätzlich verschiedene theoretische Positionen, die möglicherweise einen Erklärungsansatz bieten: In der Identitätspolitik, so Hall (1990), begreife ein Teil der Akademiker*innen, und dazu gehörte er selbst, Identität als eine sich stets wandelnde Selbstpositionierung. Demgegenüber vertreten andere die Idee der kulturellen Identität als eines »einzig wahren Selbstes«, das nur wiedergefunden werden muss, um danach auf ewige Zeit gleich zu bleiben (zitiert auf S. 61). Diese Position wird zuweilen von marginalisierten Gruppen eingenommen, um sich vor der hegemonalen Mehrheit abzugrenzen. Damit ist sie aber potenziell ausschließend und zeitigt Berührungspunkte mit der extrem konservativen identitären Bewegung.

Jens Balzer schließt aus seiner kurzen Analyse: »Der Postkolonialismus ist falsch abgebogen – und zwar dort, wo er sich in ein Wahrheitsregime verwandelt hat, in dem Menschen in Kategorien einsortiert und ohne Grautöne als Schwarz und weiß klassifiziert werden.« (S. 86) Wie genau das passieren konnte, weiß auch er nicht zu beantworten. Aber seine Reaktion darauf ist es gerade nicht, gleichzeitig mit dem vereinfachten Weltbild von palästinensischen Opfern auf der einen und kolonialen

jüdischen Täter*innen auf der anderen Seite auch alle anderen Anliegen der »postkolonialen, queer-feministischen und »woken« Linken« in Frage zu stellen. Vielmehr ruft er sie dazu auf, sich auf die Kritik am essentialistischen Denken zu besinnen, die ihre Bewegungen einst gekennzeichnet hatte.

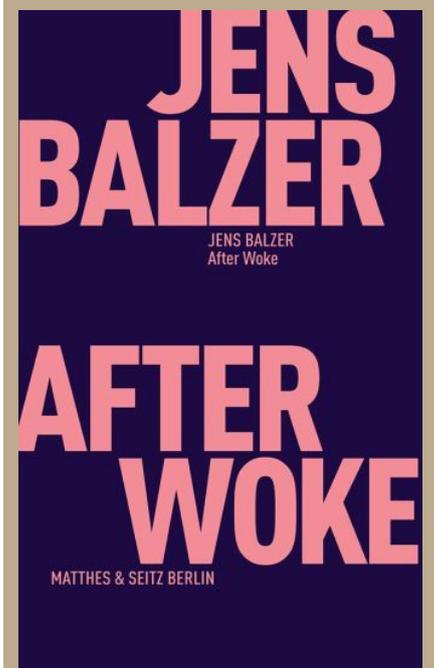
Bleibt zu hoffen, dass Balzers Essay eine konstruktive Debatte anstößt. Vom Autor selbst hätte man sich gewünscht, er würde seinerseits die von ihm kritisierte »woke« Linke nicht ganz so vereinfacht darstellen.

Kathrin Pieren

Jens Balzer

After Woke

Matthes & Seitz Berlin 2024



Nachbarn, Notlügen und Regen

»Was sie Lügen und Geheimnisse nennen, nennen wir »sich mit dem eigenen Kram befassen und die Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten stecken«. Wir sind Experten darin, und vielleicht ist das ja das Geheimnis unserer Resilienz hier auf der schweren sumpfigen Erde...«

»Zionismus« ist derzeit zur Vokabel unterkomplexer oder auch hasserfüllter Parolen geworden, doch alle wissen: Geschichte und Gegenwart vermischen sich darin bis zur Unkenntlichkeit. Sich über Israel, seine Gründungsmythen und Weiterentwicklungen Gedanken zu machen, ist wieder einmal überlagert durch aktuelle Konflikte, doch es lohnt sich weiterhin. Dieser Roman schlägt im Rahmen einer Drei-Generationen-Geschichte den Bogen über Jahrzehnte hinweg, zwischen den Ansprüchen und dem Innenleben eines Moschaw (das sind die gegenüber den Kibbuzim etwas gemäßigeren Genossenschaften), den frühen und heutigen Kämpfen um die landwirtschaftliche Ökonomie im

fruchtbaren, aber glutheißen Jesreel-Tal und den Problemen moderner »freigesetzter« Lebensgestaltung. Damit geht es unter anderem um ausbleibenden Regen und Wasserdiebstahl, Hierarchien und Freiheiten in der Siedlung, eine Schwangerschaft und eine wahrscheinlich stattfindende Hochzeit, die bodenständigen »Land-Eier« und die Städter, die sich auf der sumpfigen Erde einkaufen wollen – und nicht zuletzt um ein Familiengeheimnis, das mit den sozialen Regeln im Moschaw eng verwoben ist.

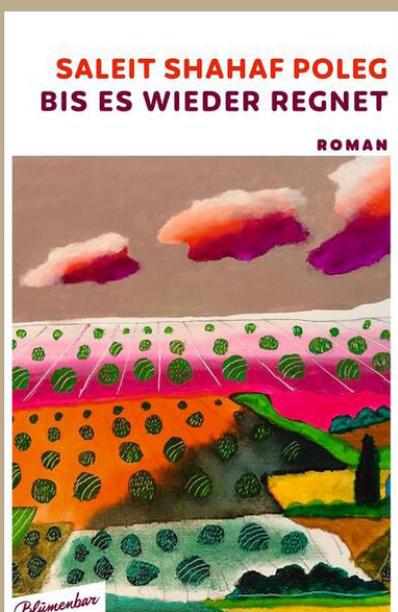
Salet Shahaf Poleg nimmt uns mit ihrem (Erstlings-)Roman mit in die Wirren der Modernisierung von Siedlung und Beziehungen, erinnert uns an die humanen Utopien der Gründerzeit, aber auch an den Stolz der Pioniere und ihr Herabbllicken auf die später Gekommenen, die keine Sümpfe trockenlegen mussten, an kleine Fluchten und Rückkehrversuche. Sie tut dies in einer direkten, manchmal rauen Sprache, die eine gewisse emotionale und biografische Beteiligung durchblicken lässt. Die Autorin, Jahrgang 1977, ist Schriftstellerin und Universitätsdozentin. Sie verbrachte ihre Jugend in einem Kibbuz und in einem Moschaw in der nordisraelischen Jesreelebene. Und indem Poleg die Perspektiven aller Beteiligten, nicht nur der beiden Hauptpersonen Jael und Gali, zu uns sprechen lässt, entwirft sie ein äußerst packendes Bild einer schwierigen Situation.

Norbert Reichling

Salet
Shahaf Poleg

Bis es wieder regnet

Blumenbar Berlin 2023





Nachrichten aus der Geschichtskultur



Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg« © Arndt

WEWELSBURG

Das Kreismuseum Wewelsburg hat in diesem Jahr eine zweite Dauerausstellung eröffnet; zusätzlich zur Erinnerungs- und Gedenkstätte wurde am Platz des ehemaligen KZ Niederhagen ein »GeDenkOrt« errichtet, an dem die Geschichte dieses Ortes erzählt wird. Die Ausstellung besteht aus sechs Themenbereichen, die in Frageform auf das Gebäude, das Lagergelände und seine Geschichte, das allgemeine Thema »Zwangsmigration«, den erinnerungskulturellen Umgang mit dem Lager und seiner Geschichte sowie die Lebenswege jener Menschen eingehen, die mit dem Gelände verbunden waren: von der Nutzung als Konzentrationslager 1942/43 bis hin zu den Nachnutzungen als »Wehrertüchtigungslager« und nach dem Krieg durch Geflüchtete und Vertriebene.

PETERSHAGEN

Die 1999 gegründete Arbeitsgemeinschaft Alte Synagoge Petershagen, die seit vielen Jahren ehrenamtlich

ein Gedenkort-Ensemble aus ehem. Synagoge, jüdischer Schule und Mikwe betreibt, kann im Herbst 2024 ihr 25-jähriges Jubiläum begehen. Eine

Veranstaltungsreihe soll dies begleiten und mit Rückblicken und Perspektiven aufwarten. Ein Bürgerverein hat auch hier für die Erhaltung eines historischen Ortes und seine pädagogische Erschließung gesorgt. Wir gratulieren!

WINDECK

Die 1988 eröffnete Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg« in Windeck-Rosbach war wegen dringender Gebäudesanierungen, steigenden Baukosten und einer umfangreichen Neukonzeption mehrere Jahre lang geschlossen – nun konnte sie Ende August 2024 neu eröffnet werden. Eine neue Dauerausstellung – auch künftig betreut vom Kreisarchiv Siegburg – konzentriert sich stärker als die bisherige auf die Geschichte der jüdischen Familie Seligmann, die das Haus bis zur NS-Zeit nutzte. Außerdem werden die Bezüge zur sozialen Umgebung der Landjuden und zu Gegenwartsfragen von Herkunft, Flucht und Identitäten einbezogen.



Kinder in der Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg«

19. September 1724

Todestag der jüdischen Kauffrau Glikl bas Judah Leib

»Im Jahre 1691 beginne ich dieses zu schreiben, aus vielen Sorgen und Nöten und Herzeleid, wie weiter folgen wird.« Mit diesen Worten begann die jüdische Kauffrau Glikl bas Judah Leib, auch bekannt unter dem Namen Glückel von Hameln, im Jahr 1691 ihre autobiographischen Aufzeichnungen. Und weiter hieß es: »Ich habe dieses angefangen zu schreiben mit Gottes Hilfe nach dem Tode eures frommen Vaters, und es hat mir wohl getan, wenn mir die melancholischen Gedanken gekommen sind, aus schweren Sorgen, als wir waren wie eine Herde ohne Hirt [...].« Diese an ihre Kinder gerichteten Memoiren gelten heute als erste erhaltene gebliebene Autobiographie einer deutschen Autorin.

Glikl wurde vermutlich 1646 in Hamburg geboren und entstammte einer wohlhabenden und einflussreichen Familie von aschkenasischen jüdischen Kaufleuten. Im Alter von dreizehn Jahren wurde sie in Hameln verheiratet, doch bereits ein Jahr später zogen sie und ihr aus Hameln stammender Mann Chajim nach Hamburg, da ihn dort als Händler von Diamanten und Perlen bessere Verdienstmöglichkeiten erwarteten. Aus der Ehe der beiden gingen insgesamt vierzehn Kinder hervor, um deren europaweite Verheiratungen in einflussreiche jüdische Familien sie sich zunächst vor allem kümmerte. Jedoch verstarb ihr Ehemann Anfang des Jahres 1689 an den Folgen eines Unfalls. Ab jetzt musste sie als Witwe die Geschäfte ihres Mannes selbstständig weiterführen, die von ihm hinterlassenen Schulden in Höhe von 20.000 Reichsmark abbezahlen und sich gleichzeitig um die Versorgung der acht noch unverheirateten Kinder kümmern. All das gelang ihr und sie konnte sich als erfolgreiche Kauffrau im Diamant- und Perlenhandel etablieren. Zahlreiche Geschäftsreisen und Messebesuche im Reich, Handelsbeziehungen bis nach London, Wien, die Niederlande und Frankreich und ein stetig steigendes Ver-



**Bertha Pappenheim im
Kostüm der Glikl bas Judah Leib**

mögen zeugen davon. Im Jahr 1700 ging sie noch einmal eine Ehe mit einem Bankier aus Metz ein. Dessen geschäftlicher Bankrott führte jedoch dazu, dass sie ihre letzten Lebensjahre in Armut und wohnhaft bei einer ihrer Töchter verbringen musste, bevor sie 1724 in Metz verstarb.

Ihre in jiddischer Sprache verfassten Aufzeichnungen begann Glikl zwei Jahre nach dem Tod ihres ersten Mannes zur Verarbeitung ihrer Trauer. Mit kleineren Unterbrechungen setzte sie ihre Arbeit an ihren Memoiren bis 1719 fort und verfasste insgesamt acht Bücher. Das Original ihrer Aufzeichnungen existiert wohl nicht mehr, doch der Rabbiner Moses Hameln, der gleichzeitig ihr Sohn war, fertigte eine noch heute erhaltene Abschrift an. Diese wurde 1896 erstmals veröffentlicht. Schließlich war es Bertha Pappenheim, eine entfernte Verwandte

und Gründerin des Jüdischen Frauenbundes in Deutschland, die den Text 1910 erstmals ins Deutsche übersetzte und veröffentlichte. Heute existieren zudem Übersetzungen ins Englische, Französische, Russische und Hebräische. Die chronologischen Schilderungen geben Einblicke in Glikls Identität als fromme und wohlhabende Jüdin, ihre überdurchschnittliche Bildung, ihr großes Netzwerk, geschäftliche, finanzielle und familiäre Angelegenheiten sowie in ihre persönlichen Einschätzungen zeitgenössischer Ereignisse, insbesondere im Hinblick auf die gesellschaftliche Stellung der Juden*Jüdinnen im Reich. Diese Aspekte machen ihre Memoiren zu einer einzigartigen Quelle für deutsch-jüdisches und weibliches Leben im 18. Jahrhundert.

Christina Schröder

pure Gegenteil eines exklusiven Delis). Obwohl Anna Adam sich mit der Ausstellung künstlerisch Stereotypen näherte, denen sie sich als jüdische Frau oftmals von nicht-jüdischer Seite konfrontiert sieht, kam scharfe Kritik gerade auch von jüdischer Seite. Der Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Nürnberg, Arno Hamburger (1923-2013), empfand die Ausstellung als verletzend und beschuldigte sowohl Anna Adam als auch Museumsleiter Bernhard Purin des Antisemitismus. Die Ausstellung sollte geschlossen, Purin entlassen werden. Beides geschah nicht. Purin ging im Jahr darauf freiwillig nach München, wo er das Jüdische Museum München aufbaute.

Die Ausstellung »Shitstorm« zeigt die Exponate dieser Ausstellung und zeichnet die Geschichte der Ereignisse mit vielen Presseberichten und aufge-

regten Briefen nach. Zudem lässt sie zwei Personen heute Rückschau halten: die Künstlerin selbst und den heutigen Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Nürnberg, Jo-Achim Hamburger, Sohn von Arno Hamburger. Besucher*innen sind eingeladen, ihre Meinung zu Themen wie »Können Juden antisemitisch sein?« oder »Darf [...] Satire alles?« zu äußern, was viele tatsächlich nutzen.

Obwohl sie eher klein ist, wirft die Ausstellung viele Fragen zum Museumsbetrieb und zum Verhältnis zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen auf. Hamburgers damalige Befürchtungen, das Judentum könnte missverstanden werden, waren nicht unbegründet. Wie wir hier lernen, gab es 2002 durchaus nicht-jüdische Besucher*innen, welche die Exponate und ihre Beschreibungen ernst nahmen. Man möchte meinen,

eine solche Ausstellung würde heute in ihrem satirischen Anspruch besser verstanden. Aber dann erinnert man sich an die Ausstellung »100 Missverständnisse über und unter Juden« im Jüdischen Museum Wien 2023 und den Shitstorm, den diese entfachte. Obwohl die Macher*innen beider Ausstellungen kaum mit solch heftigen Reaktionen gerechnet hatten: Die Diskussionen um Deutungshoheit, jüdische Identität, künstlerische Freiheit und deutsche Erinnerungskultur waren wohl beabsichtigt. Die neue Ausstellung in Fürth lädt nun ein, sich erneut mit diesen wichtigen Themen zu befassen.

Bilder und Text **Kathrin Pieren**

Die Ausstellung läuft noch bis zum 27. April 2025.

20 bonus
Vogelsukka
Weil Juden einen Vogel haben und wenn dieser Vogel religiös erzeugt wurde, ist Braucht über jeden Vogel zu Sukkot eine Sukka. Bei geschlossenem Dach ist sie auch problemlos als Sederstift verwendbar.

20 bonus
Mikve – Bad Modell "Schlomo"
Bei der Betrachtung dieses Raumes wird man schnell erkennen, daß der Reinigungsgrad im jüdischen Bad – für Männer wie Frauen – immer von rechts nach links abfließt.

20 bonus
Susi Sorglos
Susi Sorglos – das kleine Immigrantenschicksal Susi Sorglos hat mal geliebt, daß Juden kein Schwermelancher seien, und so hat sie das jüdische Volk als Zuhilfenahme gewählt. Feinkost/Adamo® findet, Susi hat eine Chance verdient und beschäftigt sie seit dem Jahr 1971. Vogel ist Mastochse!

20 bonus
Handwerk hat goldenen Boden
Handwerk hat goldenen Boden. Dieses alte deutsche Sprichwort wird am Beispiel dieser Mikve besonders schön illustriert: stiegen einst beide, Dänen und die Herren zu ihrem Rangverhältnis zu den Grund des Hauses hinauf, direkt er halber dem traditionellen Gewerbe des Schlichters. Mikven haben sich in der Historie als besonders feine und Multifunktionsräume erwiesen. Ist der Jude erst mal weg, scheiden man hier Schwemmsack.

20 bonus
Bastelset Kino "Als der Jude laufen lernte"
Sicher haben Sie sich schon öfter gefragt, wann endlich die Gelegenheit blüht ist, um einen Juden mal ganz, aber aus der Nähe und möglichst nicht zu kritisieren. Feinkost/Adamo® sagt: jetzt! Nehmen Sie sich Zeit und lesen einen Klassiker der Kinogeschichte, das Kinderfilm: Herkules von FEINKOST/ADAMO® nach und spielen Sie den beliebigen Film "Als der Jude laufen lernte". Darin handelt es sich um ein historisches Dokument aus der Zeit, als die Bilder laufen lernten. In einer Aktion eines Wanderräufers zeigt Feinkost/Adamo® die typischen Bewegungsabläufe eines Dämonen mitlerweile. Endlich angefüllt hinschauen! Endlich den Spaß am Heimwerken mit dem bisherigen Interesse verbindet! Spielen Sie den Klassiker im Kinderreich! Herkules von Feinkost/Adamo® wann und wo immer Sie wollen.

20 bonus
Die jüdische Futterkrippe
Finden Sie heraus, warum Juden immer zu viel Brot im Haus haben! Typisch ist "Brot" ist "Kuchen" von Feinkost/Adamo®. Die jüdische Futterkrippe von Feinkost/Adamo® weicht Sie in das Geheimnis ein.

20 bonus
Handwerk hat goldenen Boden
Aussdrücklich wirtelhaft und tolerant – das sind Sie, und das wollen Sie auch zeigen. Aber wie? Wie von Feinkost/Adamo® finden, Sie sollten sich mit jedem schickken. Diese Wahl überlegt am meisten. Wo aber ist schick eine solche Juden heranziehen? Feinkost/Adamo® hat für Sie original jüdische Fuß- und Handabdrücke gesammelt. Zum Gesamtpreis von 12,95 Euro haben Sie, nach und, eines jeden aus Amerika, aus China oder aus Israel bei sich zu Gast. Platzieren Sie die handkloppende Fläche des Abdrucks an einem Ort Ihrer Wahl, zum Beispiel im Badezimmer, neben Ihrem Bett oder am Küchentisch. Das Material ist wasserfest und hinterlässt nach Entfernen keine blauen Spuren. Der Original-Abdruck von Feinkost/Adamo®. Er sollte in keinem toleranteren Haushalt fehlen.

20 bonus
Golem-Kabinett im Dachgeschloß!
Besuchen Sie unser Golem-Kabinett im Dachgeschloß! Lernen Sie die Wirkstätten des Golem kennen. Ein Golem ist das, was Superman für die Engländer ist: ohne Golem kein Beschützer. Erfahren Sie die historische Bedeutung der Juden, ammen Golem unterm Dach zu haben. Der Golem-Raum von Feinkost/Adamo® – denn ohne ihn ist alles hier.

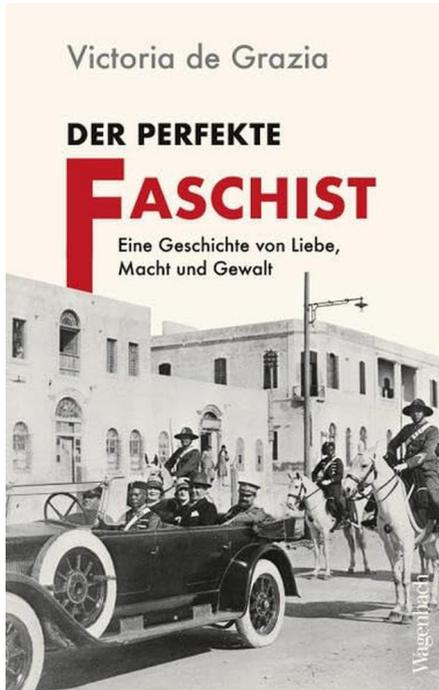
20 bonus
Fuß- und Handabdrücke Ausdrücklich wirtelhaft und tolerant
Aussdrücklich wirtelhaft und tolerant – das sind Sie, und das wollen Sie auch zeigen. Aber wie? Wie von Feinkost/Adamo® finden, Sie sollten sich mit jedem schickken. Diese Wahl überlegt am meisten. Wo aber ist schick eine solche Juden heranziehen? Feinkost/Adamo® hat für Sie original jüdische Fuß- und Handabdrücke gesammelt. Zum Gesamtpreis von 12,95 Euro haben Sie, nach und, eines jeden aus Amerika, aus China oder aus Israel bei sich zu Gast. Platzieren Sie die handkloppende Fläche des Abdrucks an einem Ort Ihrer Wahl, zum Beispiel im Badezimmer, neben Ihrem Bett oder am Küchentisch. Das Material ist wasserfest und hinterlässt nach Entfernen keine blauen Spuren. Der Original-Abdruck von Feinkost/Adamo®. Er sollte in keinem toleranteren Haushalt fehlen.

20 bonus
"Jüdisches Atmen" mit "Brachblüte Rose von Jericho"
"Jüdisches Atmen" mit "Brachblüte Rose von Jericho" – diese Buch ist ein unverzichtbarer Ratgeber für jeden Menschen, der den Weg des jüdischen Lebens beschreiben will. Der Inhalt: die Austausch der äußeren mit der inneren Welt schenkt Frieden und das harmonische Schwingen mit der jüdischen Seele. Die "Brachblüte" "Rose von Jericho" hilft Ihnen sich von innen ganz zu öffnen. So wie die Rose von Jericho erblüht, wenn sie mit kaltem Wasser bewässert wird, öffnet sich Ihre Mitte. Dann wird Ihre Seele jedoch wieder geschüttelt erweckt.

20 bonus
Die schabedike Ausgehlampe
Die schabedike Ausgehlampe für den modernen Juden. Licht in der Anwesenheit – geht in der Wirkung. Um am Schabed kein Licht tragen zu müssen und dennoch im Vorteil zu sein, hat Feinkost/Adamo® in den 70er Jahren die zum Klassiker gewordenen schabedike Ausgehlampe entwickelt. Ein orientalisches, wind- und witterfestes Schabedlicht wird durch einen Dimmermechanismus ermöglicht, das vor Anbruch der Dunkelheit am Glühbirne zu beruhigen ist. Mischen Sie religiöse Jüde das Haus verlassen, weil das Licht einfach immer hier her. Er hat keine Arbeit mehr damit! Feinkost/Adamo® – immer eine gute Idee.

20 bonus
Die Servicestation
Die Servicestation von Feinkost/Adamo®. Schick mit der Ungewöhnlichkeit! Nicht nur die ungewöhnliche Lösung alltäglicher Probleme liegt aus am Herzen. Feinkost/Adamo® sorgt sich auch um Ihre Gesundheit. Mit der Servicestation Station bieten wir Ihnen die Möglichkeit, sich unverzüglich und kostenlos über Ihren Zustand während des Anstellungsprozesses zu informieren. Feinkost/Adamo® – Service Ihrer ersten Wahl.

Lesetipps aus der Museums-Buchhandlung



VICTORIA DE GRAZIA

Der perfekte Faschist

Eine Geschichte von Liebe, Macht und Gewalt

512 S., 38,- €

Wagenbach

Im Juni 1926 war Rom Schauplatz eines spektakulären gesellschaftlichen Ereignisses. Gefeierte wurde eine »faschistische Hochzeit«, Trauzeuge Mussolini inklusive. Vor den Altar traten Lilliana Weinman, gefeierte amerikanische Opernsängerin aus einer jüdischen Industriellenfamilie, und Attilio Teruzzi, hochdekoriertes Kriegsveteran, Teilnehmer beim Marsch auf Rom, mitleidloser Anführer der Schwarzhemden und Archetyp des »neuen starken Mannes«. Aber bald schon fühlte sich der virile Gatte von der Unabhängigkeit seiner Frau in der Ehre verletzt und forderte die Scheidung – nur dachten seine Frau und



die katholische Kirche gar nicht daran, dem zuzustimmen. Die Zwangsehe wird für den Aufsteiger Teruzzi zusehends zum Problem, kündigen sich am Horizont doch die ersten antisemitischen Gesetze des faschistischen Staates an.

LATIFE ARAB

Ein Leben zählt nichts

Als Frau in einem arabischen Clan

256 S., 22,- €

Heyne

Latife Arab wurde in einen der größten Clans Deutschlands hineingeboren. Bereits als Kind war sie in die kriminellen Machenschaften involviert, musste als Kurierin herhalten oder Falschaussagen machen. Es folgten knapp dreißig Jahre, in denen sie ihrer Familie und ihrem Mann wie eine Sklavin zu dienen hatte,

missbraucht und gedemütigt wurde. Nach sechs gescheiterten Versuchen schaffte sie es, sich und ihre Kinder zu retten. Latife Arab ist die erste weibliche Stimme, die aus dem inneren Kreis eines Clans berichtet und Einblicke in ein skrupelloses Familien- und Wertesystem gewährt. Es ist die Geschichte eines steinigen Neuanfangs und die einer Emanzipation, die noch immer andauert – denn die Großfamilie lauert überall.

JULIA JOST

Wo der spitzeste Zahn der Karawanken in den Himmel hinauf fletscht

231 S., 24,- €

Suhrkamp Verlag



In einem Kärntner Dorf am Fuß der Karawanken sitzt die Erzählerin unter einem Lkw und beobachtet die Welt und die Menschen knieabwärts. Sie ist elf Jahre alt und spielt Verstecken mit ihrer Freundin Luca aus Bosnien. Zum letzten Mal, denn die Familie zieht um. Der Hof ist zu klein geworden für den Ehrgeiz der Mutter, die ausschließlich eines im Kopf hat – bürgerlich werden! Nach und nach treffen immer mehr Nachbarn ein, um beim Umzug zu helfen, und das Kind in seinem Versteck beginnt zu erzählen: von seiner Angst, im Katzlloch ertränkt zu werden, weil es kurze Haare hat. Weil es Bubenjeans trägt. Weil es heimlich in Luca verliebt ist. Dabei ist sie nicht die Einzige, die etwas verbergen muss. Julia Jost schildert in ihrem Debütroman das Aufwachsen in einer archaischen Bergwelt zwischen Stammtisch und Beichtstuhl – und wie man hier als quer-



stehendes Kind überlebt und sich der vorgegebenen Ordnung widersetzt: dank einer zärtlichen Freundschaft und durch ein wildes, überbordendes Erzählen, das die Wirklichkeit besser macht, als sie ist.

DANIEL FINKELSTEIN
Hitler, Stalin, meine
Familie und ich
Eine unwahrscheinliche
Überlebengeschichte
528 S., 28,- €
Hoffmann und Campe

Daniel Finkelsteins bedeutendes Buch ist ein eindringliches Porträt seiner Mutter und seines Vaters und ihrer erschütternden Erfahrungen von Verfolgung, Widerstand und Überleben im Zweiten

Weltkrieg. Daniels Mutter Mirjam wurde in Berlin geboren. Ihr Vater Alfred Wiener war der Erste, der erkannte, was für eine Gefahr von Hitler für die Juden ausging. Ab 1933 katalogisierte er die Nazi-Verbrechen minutiös. Er floh mit der Familie nach Amsterdam und verlegte seine Bibliothek nach London. Aber noch vor der Übersiedlung von Frau und Kindern marschierten die Deutschen in Holland ein und schickten sie nach Bergen-Belsen.

Daniels Vater Ludwik kam in Lwów als einziges Kind einer wohlhabenden jüdischen Familie zur Welt. Nach der Aufteilung Polens durch Hitler und Stalin 1939 wurde die Familie von den Kommunisten zusammengetrieben und zur Zwangsarbeit in einen sibirischen Gulag geschickt. Ludwik arbeitete in einer Kolchose und überlebte die eisigen Winter in einem winzigen Haus aus Kuhdung.

Frage und Antwort



Nein, aber sein Darsteller Daniel Radcliffe ist jüdisch.

Viele Menschen wissen nicht, dass Daniel Radcliffe jüdisch ist. Er selbst macht daraus kein großes Thema, hat sich aber in einigen Interviews als jüdisch bezeichnet und gesagt, dass er stolz auf seine jüdische Identität sei.

Wie auch Daniel Radcliffe sind Juden*Jüdinnen nicht als solche erkennbar, wenn sie keine Kippa oder andere

traditionelle Kleidung tragen. Auch tragen viele religiöse Juden*Jüdinnen nicht täglich eine Kippa und haben oft säkulare (=nicht-religiöse) Berufe.

Daniel Radcliffes jüdische Identität spielt während Dreharbeiten für Filme wie die Harry-Potter-Reihe keine Rolle.

Frage, Antwort und Grafik sind Teil einer Kampagne zu jüdischem Leben der Organisation Elnet. Mehr Informationen findest du unter: www.fragemauer.de

Buchtipp

Damals hieß ich Rita. Die Geschichte von Rozette Kats

Von Lutz van Dijk und Francis Kaiser, erschienen im Peter Hammer Verlag

Heute möchten wir euch ein Buch empfehlen. Lest es am besten mit euren Eltern. Oder mit jemandem, der euch eure Fragen beantworten kann und mit dem ihr über das Buch sprechen könnt.



In dem Buch »Damals hieß ich Rita« erzählt euch der Autor Lutz van Dijk die Lebensgeschichte von Rozette Kats. Rozette Kats wurde vor über 80 Jahren in den Niederlanden geboren. Damals hatten die Nationalsozialisten das Sagen und Juden*Jüdinnen wurden verfolgt. Rozette und ihre Eltern sollten in ein Konzentrationslager gesperrt werden. Aber Rozettes Eltern versteckten ihre Tochter, also Rozette, bei einem anderen Ehepaar. Dadurch konnte sie den Holocaust überleben.

Das Buch erzählt euch die Geschichte

von Rozette. Gleichzeitig beantwortet sie euch auch ganz viele Fragen. Denn in dem Buch wird euch die Geschichte so erzählt, wie Rozette die Geschichte schon oft Kindern erzählt hat. Und Rozette hat an dem Buch mitgearbeitet. Sie hat dem Autor erzählt, was Kinder ihr für Fragen stellen, und beantwortet die Fragen im Buch.

Es ist eine traurige Geschichte, die ihr kennenlernt. Die Geschichte kann euch aber auch trösten und Mut machen. Und vor allem schenkt die Geschichte Hoffnung. Hoffnung, dass wir alle Gutes bewirken können, wenn wir füreinander da sind.

Kochen und Backen

Bald ist wieder Chanukka, das jüdische Lichterfest. Das Fest wird meist im Dezember gefeiert und dauert acht Tage lang: 2024 beginnt es am Abend des 25. Dezembers.

Traditionell werden an Chanukka Speisen gegessen, die in Öl geba-

cken werden. Hier kommt unser Rezept für Latkes/Kartoffelpuffer.

ZUTATEN:

4-5 Kartoffeln, mehlig kochend
2-3 Eier
60 g Mehl
1 Zwiebel
Salz und Pfeffer
Rapsöl

REZEPT:

1. Die Kartoffeln und Zwiebeln schälen.
2. Die Kartoffeln reiben und die Zwiebeln kleinschneiden.
3. Die geriebenen Kartoffeln in einem Geschirrtuch ausdrücken und in eine Schüssel geben.
4. Die Eier verquirlen.

5. Die Kartoffeln, Zwiebeln, Mehl und Eier verrühren.
6. Die Masse mit Salz und Pfeffer würzen.
7. Das Öl in einer Pfanne erhitzen.
8. Einen Esslöffel Teig in das heiße Öl geben (Achtung Spritzgefahr), und auf ca. 1 cm Dicke zusammendrücken.

Hinweis: Das Öl hat die richtige Temperatur, wenn sich um einen Holzspieß Blasen bilden.

9. Die Latkes von jeder Seite ca. 2 Minuten goldgelb braten.
10. Die Latkes zum Abtropfen auf ein Küchenpapier legen.

Dazu passen Apfelmus oder ein Quark-Dip.

Kochkurs mit Schüler*innen der Gertrud-Bäumer-Realschule

Foto: Navina Verheyen

